



Zentrum für Historische Mediologie

Medialität Historische Perspektiven

Newsletter Nr. 27/2023



Inhalt

- 3** Die Zeitlichkeit des Geldwerts in Flugblättern um 1620
Susanne Reichlin

- 16** Projektbericht
Die Gegenwärtigkeit der *Courasche*.
Grimmelshausens Roman im Kontext aktueller Theoriedebatten
Daniela Fuhrman & Ervin Malakaj

- 20** Veranstaltungsberichte

- 26** Publikationen / medioscope

- >** www.zhm.uzh.ch



Universität
Zürich^{UZH}

Herausgeber Zentrum für Historische Mediologie
Universität Zürich, Schönberggasse 2, 8001 Zürich
Telefon: + 41 44 634 51 16, E-Mail: zhm@ds.uzh.ch

Redaktion Daniela Fuhrmann und Pasquale Pelli

Gestaltung Simone Torelli, Zürich

Abonnemente Der Newsletter kann abonniert werden unter zhm@ds.uzh.ch

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln nur mit Genehmigung der Redaktion.

Die Zeitlichkeit des Geldwerts in Flugblättern um 1620

Susanne Reichlin

Teuerungen werden heutzutage genauso wie in früheren Zeiten als Bruch mit dem Vergangenen und Zeichen der Krise wahrgenommen. Da sich die Geldentwertung nicht linear entwickelt, macht die Inflation wie unter einem Brennglas sichtbar, dass sich Geldwerte in der Zeit verändern. Schriften über Inflationsphänomene sind daher ein Ort, wo über Zeitwahrnehmung genauso wie über monetäre Wertveränderung nachgedacht wird: In welchem Verhältnis vergangene Werte zu gegenwärtigen und künftigen stehen und was ‚Geld‘ ist, wenn sich dessen Tauschwert ständig ändert, wird historisch unterschiedlich beantwortet.

In den Jahren 1609–1623 kam es im Alten Reich zu einer massiven Geldwertinstabilität, die nicht durch eine Missernte oder einen anderen Angebotsmangel, sondern geldseitig durch unterwertige und missbräuchliche Münzproduktion, europäischen Geldhandel sowie durch eine Geldmengenerweiterung zur Finanzierung des Kriegsgeschehens bewirkt worden ist.¹ Die sozialen und ökonomischen Folgen dieser Geldwertinstabilität wie Teuerung, Versorgungsengpässe in den Städten, die Armut von Lohnabhängigen, der missbräuchliche Handel mit Geld sowie die mangelnde Durchsetzung der Verordnungen durch die Obrigkeit werden in Flugschriften und -blättern der Zeit intensiv diskutiert. Die an ein breites Publikum gerichteten Flugblätter kombinieren Text und Bild und haben für diese komplexen Fragen wenig Raum. Sie müssen erproben, wie sich Geldwertveränderungen überhaupt darstellen lassen: Anhand der Geschichte eines armen Handwerkers oder mittels der Diabolisierung der (vordergründig) verantwortlichen Münzwechsler? Mithilfe von Kurs- und Werttabellen oder durch Allegorien oder Personifikationen? Im Zentrum des folgenden Beitrags stehen Blätter, die mit ganz unterschiedlichen Darstellungsmitteln verhandeln, wie Geld als eine zeitliche Entität zu verstehen ist.

Zeitliche Invarianz:

Juch Hoscha/ Der mit dem Geldt ist kommen

Wie die Temporalität des Geldes vor der Geldwertinstabilität thematisiert worden ist, lässt sich an einem Blatt von 1587 zeigen, das bei Nikolaus Waldt in Straßburg erscheint (Abb. 1). Es bietet eine Belehrung darüber, wie gutes *Haußhalten* standspezifisch gelingen kann. Der Rahmen dafür wird in den – beim Verkauf des Blattes ausgerufenen – Versen evoziert: *Weil nach mir schreyt alle Welt/ So bin ich kommen mit dem Gelt./ Will jedem geben nach gebür/ Das man nicht weyter schrey nach mir.*

Versprochen wird Geld, das – wie beim Geldesel² – den Bedingungen der Tauschwirtschaft enthoben ist. Man erhält es, ohne etwas dafür zu geben. Auf dem Bild strömen deshalb unterschiedlich gekleidete Menschen aus allen Richtungen zu einer Bühne, auf der der Geldverteiler an einem mit Geld beladenen Tisch sitzt. Im Text erklären Vertreter verschiedener Stände, weshalb und wofür sie das Geld brauchen: Der *erste Kauffman* sagt beispielsweise: *Ein Wechsel ich erlegen soll/ Drumb kompt mir mit dem Geld jetzt wol.* Der *Handtwercksmann* bittet: *In meim Hauß will mir nichts erklecken/ Drumb thu mir etlich Gelt fürstrecken.* Generell wollen die Bittsteller mit dem *Gelt* ganz Unterschiedliches erreichen: Genuss (Edelmann, Spieler), Handel (Kaufmann), Abgaben bezahlen (Bauer), Wandern (Handwerker Geselle). *Gelt* wird so als Mittel für ganz unterschiedliche Interessen angesehen, die in der Zukunft erlangt werden können. Um den Geldverteiler herum stehen Säcke, aus denen Geld quillt und die mit Tausenderzahlen beschriftet sind. Ob es sich um Reichstaler, Dukaten oder Groschen handelt, wird nicht spezifiziert. Erzeugt wird so der Eindruck eines fast schon mythischen Schatzes, den alle begehren und zu dem alle hinstreben.

Doch anders als die Bitten der Ständevertreter erwarten lassen, fallen die Antworten des

Juch Hoscha / Der mit dem Geldt ist kommen.

Weil nach mir schreyt alle Welt/
Sobin ich kommen mit dem Gelt.

Will jedem geben nach gebür/
Das man nicht weyter schrey nach mir.

Der Edelman.
Es Gelds ein Theyl ich haben will/
Denn in mein Schloß brauch ich
sein viel.
Der mit dem Gelt.
Bist gschmeydig im Haushalten dein/
So wirdt am Gelt fein mangel sein.
Der erste Kauffman.
Ein Wechsel ich erlegen soll/
Drumb kompt mir mit dem Geldt fest wol.
Der mit dem Gelt.
Fürsichtig richt dein Handel an/
So wirst du Gelt zum Wechsel han.
Der ander Kauffman.
Die Wah: ist jetzt in rechtem Kauff/
Darumb gib mir des Geldts vollauff.
Der mit dem Gelt.
Thü dich zä vil nicht vberladen/
So kriegst du Gelt ohn dein schaden.

Der Wirth.
Des Geldts thü mir ein Summ züführen/
Das ich die Gest kan wol tractieren.
Der mit dem Gelt.
Nicht schindt die Gest/tractier sie recht/
Ein theyl des Geldts gib ich dir schlecht.
Der Handwerker Mann.
In mein Haus will mir nichts erkleten/
Drumb thü mir etlich Gelt fürstrecken.
Der mit dem Gelt.
Mach fleissig Arbeyt/ nichts verschwendt/
So kriegst du Gelt biß an dein end.
Der Handwercks Gesell.
Mein Bott gib mir auch Geldts genüg/
So hab ich zä dem wandern süg.
Der mit dem Gelt.
Mach nicht sechs Feyrtag in der Wochen/
So kriegst zum wandren Gelt in Druchen.
Der Landtsknecht.
Ach Bott wie lang hab ich dein gewart/
Es will doch nichts thun auff der Gart.

Der mit dem Gelt.
Zä einem Herrn solst dich sügen/
So kriegst du Geldts ein güß genügen.
Der Bauer.
Die Gilt mein Herr will haben schlecht/
Drumb kompt mir mit dem Gelt gar recht.
Der mit dem Gelt.
Baw fleissig/ das Wirthshaus du meydt/
Vertrawe Gott/ Gelt ist nicht weyt.
Der Bott.
Bist willkomm/ Brüder mit dem Gelt/
Hast mein Theyl auch zü samen zete.
Der mit dem Gelt.
Sey fleissig/ irew/ verschwiegen/ schnell/
Ein Theyl des Geldts ich dir züstell.
Der Tagelöhner.
Wenn mich doch auch ein Stück angien/
Das ich ein Theyl des Geldts empfien.
Der mit dem Gelt.
In deiner Arbeyt ruff zä Gott/
So gib er dir auch Gelt zur noth.

Die Pancetierer/ als Spieler /
Sausser/ vnd dergleichen.
Erfst wolln wir sügen in dem Läden/
Der bringt des Geldts ein ganzes süder.
Der mit dem Gelt.
Wolt ihr nicht besser Garnspinnen/
So würdt mein Gelt an euch zerrinnen.
Der Bettler.
Ich bin auch einer von den Armen/
Willich solte ich dich erbarmen.
Der mit dem Gelt.
Von recht solst du der erst sein gewesen/
Dein Gelt ist schon besonder glesen.
Der Narr.
Es ist nun kommen diser Gest/
Nach dem man hat geschrien fast/
Nun sag mir einer gesund her/
Wem ist worden der Deutel schwer?
Getruckt zü Straßburg bey Nicolaus
Waldt/ am Kornmark. 1587.
:RS:

H. 2151 m

Abb. 1: Juch Hoscha/ Der mit dem Geldt ist kommen.

Straßburg: Nikolaus Waldt 1587. Berlin, Staatsbibliothek, Preußischer Kulturbesitz: Einbl. YA 2151m.

Geldverteilers zögerlich aus: *Fürsichtig richt dein Handel an/ So wirst du Gelt zum Wechsel han oder Mach fleissig Arbeyt/ nichts verschwendt/ So kriegst du Gelt biß an dein end.* Der Bauer, dessen Herr die Gilt haben will, erhält den Rat: *Baw fleissig/ das Wirthshaus du meydt/ Vertrawe Gott/ Gelt ist nicht weyt.* Anstatt dass der Geldverteiler aktuelle Bedürfnisse nach Bargeld be-

friedigt, verspricht er künftige Geldeinnahmen bzw. gibt Ratschläge, wie Geld erwirtschaftet werden kann: Es bedarf dazu haushälterischer Tugenden wie *fleiss*[...] und Arbeitseifer (keine *Feyrtag*), Sparsamkeit (*nichts verschwendt*), planendes Handeln mit richtiger Risikoabwägung (*[f]ürsichtig richt dein Handel an* oder *[t]ü dich [...]* *nicht* [mit Geschäften] *vberladen*). Diese

im weitesten Sinne ökonomischen Tugenden werden mit Verhaltensweisen verknüpft, die für das soziale Miteinander und ein Gott gemäßes Leben wichtig sind: *trew[e]*, Verschwiegenheit, Ehrlichkeit, Verzicht und Gebet. Soziale, ökonomische und religiöse Sphäre sind so aus der Sicht des Geldverteilers in hohem Maße interdependent. Ökonomischer Erfolg ist nur auf der Basis eines Gott gemäßen und das soziale Miteinander fördernden Verhaltens möglich.

Dazu passend verspricht der Geldverteiler keinen unermesslichen Reichtum, sondern maßvolle Einnahmen: *So kriegst du Gelts ein güt genügen*. Wenn dem Tagelöhner gesagt wird: *In deiner Arbeit ruff zu Gott/ So gibt er dir auch Gelt zur noth*, dann wird mit einkalkuliert, dass Fleiß oder Arbeitseifer nicht immer ausreichen, um sich selbst und die Seinen zu ernähren. Dargestellt wird so eine auf die Stabilität des Hauses und die Stabilität des Gemeinwesens ausgerichtete Ökonomie,³ die schichtspezifische Tätigkeiten vorsieht, mit denen die standesspezifischen Bedürfnisse gedeckt werden. Wenn der Geldverteiler ankündigt *[w]ill jedem geben nach gebür/ Das man nicht weyter schrey nach mir*, so dominiert nicht nur auf der Mikroebene des Hauses, sondern auch auf der Makroebene der gesamtgesellschaftlichen Ökonomie das Distributionsprinzip.

Neben dem Geldverteiler auf der Bühne steht ein Narr mit einem Knüppel. Er adressiert diejenigen, die dem Geldverteiler Glauben geschenkt haben: *Es ist nun kommen diser Gast/ Nach dem man hat geschrien fast/ Nun sag mir einer jetzund her/ Wem ist worden der Beutel schwer?* Anders als der Geldverteiler fragt der Narr nicht danach, was in Zukunft sein könnte, sondern richtet die Aufmerksamkeit auf den aktuellen Geldbesitz. Er entlarvt so die Aussagen des Geldverteilers als bislang unerfüllte Versprechen und den Glauben an einen schnellen, monetären Reichtum als Illusion. Die Bühne verweist auf das Spektakel, das nicht nur im Blatt, sondern auch vom Blatt vollzogen wird: Einerseits sollten die Rezipierenden einer Figur, die unermesslichen Reichtum verspricht, mit Misstrauen begegnen. Andererseits funktioniert die didaktisch erwünschte und das Gemeinwesen stabilisierende Ausrichtung des Blattes nur, wenn die Rezipierenden dem Geldverteiler Glauben schenken und seine Ratschläge befolgen. Diese Ratschläge wiederum sind nur dann plausibel, wenn die

Hoffnung auf einen schnellen Reichtum aufgegeben worden ist: Nur dann lohnt es sich, die vom Geldverteiler geforderten Verhaltensweisen auszuüben.

Das Blatt fordert so die Akzeptanz der standespezifischen Unterschiede, das langsame Mehren des Besitzes sowie den Verzicht auf schnelle Gewinne. *Gelt* wird hierbei als zeitinvariantes, für alle Schichten relevantes Tauschmittel, aber auch als Wertmaßstab für erwünschten Reichtum vorausgesetzt: Dass man für *Gelt* problemlos eine über die Zeit hinweg konstante Gegenleistung, seien es Güter oder Genuss, bekommt, wird von den Figuren genauso wie vom Blatt vorausgesetzt. In den 1620er Jahren ist dies keineswegs mehr selbstverständlich. Ob und welche Münzen einen Gegenwert haben und ob dieser konstant ist, ist fraglich geworden.

Das infinite Ende der Preisspirale: *Neue Münzlaitter*

*Wenn nun die Müntze recht Schrot vnd Korn hat/ vnd ihr recht Gewicht helt/ so gehöret nun darzu/ das ihr hierüber ein beglaubtes Gezeugniß von der Obrigkeit ertheilet werde.*⁴

In seinem *Tractat [v]on der Müntze* von 1624 bestimmt Benjamin Leuber (1601–1675) es als Aufgabe der Obrigkeit, den Gold- oder Silberanteil von Münzen zu kontrollieren. Das Gepräge der Münze (also ein Herrscherportrait oder -symbol) bezeuge diese Kontrollen und garantiere so den Material- und Tauschwert der Münze. Die Reichsmünzordnungen von 1559 und 1566 schreiben solche Kontrollen mittels Münzwächtern und Münzprobationstagen vor. Allerdings werden die damit einhergehenden Regulierungsmöglichkeiten am Ende des 16. Jahrhunderts durch Interessenskonflikte zwischen Zentral- und Regionalmächten, zwischen Flächenländern und Handelsstädten ausgebremst. Das Münzprägen und der überregionale Münzhandel waren zu lukrativ, als dass man sich auf harte Regelungen hätte einigen können.⁵

Zudem war in den Reichsmünzordnungen der Silberanteil der Scheidemünzen (also des Kleingelds) relativ hoch angesetzt. *Müntz Außspäher/ Auffwechßler vnd Geltverfälscher*,⁶ wie sie in den Quellen genannt werden, nutzten dies. Sie sam-

melten Münzen mit einem höheren Silberanteil ein, beschnitten oder schmolzen sie ein und stellten so immer minderwertigere Münzen her, die als *böse[s]* oder *vnwerthes Geld*⁷ bezeichnet wurden. Die Abwertung des Kleingeldes bewirkte wiederum eine imposante Wertsteigerung der Reichstaler und Goldgulden:

*Was auch ferners in kurtzen Jahren für Verwirrung/ verletzung/ Schaden vnnnd Nachtheil/ auß dem eingerissenen Mißbrauch des Müntzwezens/ vnd verleichner guter schwerer Sorten/ entstanden/ bezeuget leider die tägliche Erfahrung/ Wodurch dann auch der Reichs Thaler von Jahren zu Jahren/ von Monaten zu Monaten/ ja von Wochen zu Wochen gesteigert.*⁸

Lag der Wert des Reichstalers in Bayern um 1600 bei 73 Kreuzern, so war dieser bis im Oktober 1621 auf 590 Kreuzer gestiegen.⁹ Durch das Verpachten von Münzstätten und das vermehrte Geldprägen wurde die Geldmenge ausgeweitet und so auch die Teuerung der Waren bewirkt. Das Ausmaß der Preissteigerungen wanderte innerhalb von Europa von Norden nach Süden, da Kursveränderungen in einer Region Kursveränderungen in den Nachbarregionen nach sich zogen.

In den Flugblättern wird die Kursveränderung zwischen den Scheidemünzen (Kleingeld) und den Gold- und Silbermünzen (grobe Sorten) häufig als ‚Steigen‘ der letzteren bezeichnet. Eine prominente Darstellungsform dafür ist die sogenannte *Münzlaitter*¹⁰ (Abb. 2).

Gegenläufig zur Metaphorik der Leiter, die impliziert, dass die Kurssteigerung dort ein Ende hat, wo die Leiter endet, lässt das Bild der *Neue[n] Münzlaitter* offen, wo die Leiter und damit das Steigen der Münzen endet. Das Blatt wirft so die Frage nach der Zukunft auf: Was geschieht, wenn die Preissteigerungen über längere Zeit hinweg linear zunehmen?

*Fragt ihr wer es [Geld] hab angebracht
Vnd so hochsteigend hab gemacht?
Secht wunder wie hoch ist es kommen
Vnd an der Laitter hinauff klummen [...]
Es seyn/ die man Goldguldin nenne
So hoch daß man sie schier nit kenne [...]
Es möchten die klein vnd die grossen [Münzen]
Am Himmel noch den Kopff zerstoßen.*

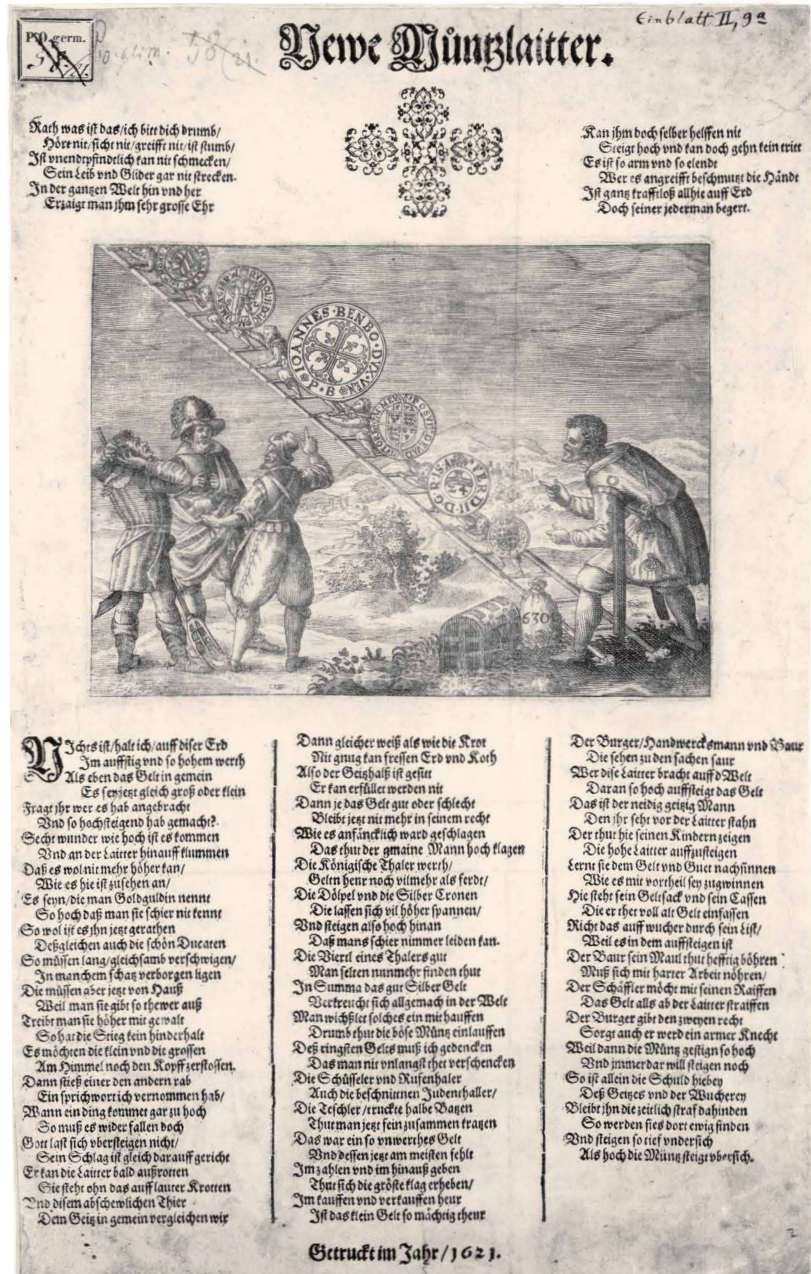


Abb. 2: *Neue Münzlaitter* [s.1.] 1621. München, Bayerische Staatsbibliothek: Einbl. II,9a.

Das Blatt gibt der Verwunderung Ausdruck, dass der Wert der Goldmünzen höher ist, als man sich das in der Vergangenheit jemals hat vorstellen können. Zugleich wird gefragt, wer oder was den Rahmen der Geldwertveränderungen vorgibt: Handelt es sich, wie das Blatt mit einem Rätsel am Beginn andeutet, um ein mythisches Geschehen oder sind, wie in der Mitte angedeutet wird, die wuchernden Münzpräger oder der Geiz ganz allgemein dafür verantwortlich? Oder

entspricht alles einem providenten Plan, den die Menschen (noch) nicht durchschauen: *Wann ein ding kommet gar zu hoch/ So muß es wider fallen doch/ Gott last sich vbersteigen nicht.*

Das Blatt tendiert einerseits zu einer moral-theologischen Deutung: Die Leiter stehe auf den Geitz symbolisierenden Kröten, und die *Wuchererey* werde durch ewige Strafen in einer der Höhe der Leiter entsprechenden Tiefe bezahlt. Andererseits werden die monetären Wertveränderungen der einzelnen Münzsorten genauso detailliert beschrieben wie die sozialen und ökonomischen Folgen für die einzelnen Stände (*Baur, Handwercksmann* und *Burger*). Im Bild sind die drei Ständevertreter nicht als verarmte Personen dargestellt, sondern als diejenigen, die selbstbewusst fragen, wer für die Geldsteigerung verantwortlich ist. Bild und Text machen den *neidig geitzig Mann* dafür verantwortlich. Er horte in der Truhe *alt[es] Gelt* und lehre seine Kinder, andere zu übervorteilen. Der Ring an der Schulter ruft antijudaistische Vorurteile auf. So sucht das Blatt durchaus nach innerweltlichen Verantwortlichen für die Geldinstabilität und Teuerung und findet sie, wie andere Blätter auch, bei der realhistorisch kaum greifbaren Personengruppe der Münzwechsler (auch ‚Kipper und Wipper‘ genannt).¹¹ Allerdings irritiert, dass die Kinder des neidigen Mannes die Goldtaler die Leiter hinauftragen müssen. Das zeitliche Geschehen der Kurssteigerung durch Geldprägen und -tauschen lässt sich mit dem Bild der Leiter und der personalen Verantwortung eines Einzelnen mehr schlecht als recht fassen. Andere Blätter experimentieren deshalb mit anderen Darstellungsmitteln.

Zeit- und Wertreflexion: Ein neues Gespräch

Das Blatt *Ein neues Gespräch von dem jetzigen untrüglichen Gelt auffsteigen vnd elenden Zustand im Müntzswesen* (Abb. 3) ist in acht verschiedenen Varianten überliefert.¹² Damit gehört das Blatt – von der Überlieferung her urteilend – zu den erfolgreichsten Blättern dieser Jahre, obwohl es anders als die Mehrzahl der Blätter keine Schuldigen ausmacht. Ebenso wenig verfügt es über ein Aufsehen erregendes Bild oder einen um Aufmerksamkeit heischenden Titel. Stattdessen präsentiert das Blatt 21 Münzen, ihrem Wert nach geordnet, mit einem kurzen

Text dazu. Statt des üblichen Flugblattlayouts, bei dem sich Text und Bild den Platz mehr oder minder hälftig teilen, imitiert dieses Blatt eine Münzordnung oder ein Münzbuch.¹³ In diesen Bekanntmachungen, z.T. auch Verordnungen, wird darüber informiert, welche Münzsorten in einem Territorium gelten oder welche verrufen worden sind. Auch der *Preiß für grobe Sorten*, d.h. das Wechselverhältnis zwischen dem an Wert verlierenden Kleingeld (Kreuzer, Groschen) und den im Wert steigenden groben Sorten (Goldgulden, Reichstaler, Dukaten), wird hier bekannt gegeben. Das Flugblatt imitiert so auf der Ebene des Layouts eine Textsorte, der einerseits als Bekanntmachung durch die Obrigkeit höchste Geltung und Kreditibilität zukommt, die andererseits aber auch Standards (Wechselverhältnisse) festlegt, die in den Jahren nach 1600 in immer kürzeren Zeitintervallen ihre Gültigkeit verlieren und durch neue Standards ersetzt werden müssen.

Im Unterschied zu den Münzordnungen ist unser Blatt nicht datiert und auch die Angabe eines Druckers oder Verlegers findet sich nicht.¹⁴ Damit fehlen die Angaben, die einer Münzordnung Geltung und Gültigkeit verleihen. Datiert sind dagegen einzelne Münzen. Auf dem *Alte[n]* Batz ist 1500 eingeprägt, auf dem preussischen *SechsCreutzer* 1535 und auf dem *HalbCreutzer* 1531.¹⁵ Es werden so bekannte, aber dezidiert alte Münzen dargestellt und zum Sprechen gebracht. Sie berichten in der ersten Person, welche Wertveränderung sie in jüngster Zeit erlebt haben:

Heller. Vor zeiten war ich lieb vnd werth/ Zum Allmosen man mein begert/ Der Betler mich frölich auffnam/ Wann er mich in sein Hand bekam/ Am Silber war ich noch so gut/ Alls man jetzt zu zween Pfenning thut/ Der Tiegel hat mich gantz verdorbn/ Ich bin samb wer ich gar gestorbn/ Mein lieber Pfenning sag mir doch/ Bist gestorben oder lebst du noch?

Der Heller blickt zurück in eine Vergangenheit (*vor zeiten*), in der vieles besser war als in der Gegenwart. Doch im Unterschied zur traditionellen *Laus temporis acti* ist die Wertveränderung hier eine numerisch und materiell fassbare: In der Vergangenheit hatte der Heller einen Silberanteil, der aktuell zwei Pfennigen zukommt. Danach wurde er mehrfach im Schachtofen

(Tiegel) eingeschmolzen und mit einem immer geringeren Silberanteil wieder neu geprägt. Dieser Wertverlust wird als Sterben beschrieben. Andere Münzen berichten, dass sie wegen ihres hohen Silberanteils gehortet werden und im Schrank verstauben. Im Sinne des im Titel angekündigten *Gespräch[s]* spricht eine Münze die nächste an und erkundigt sich nach ihrem Wohlergehen: *Diweiß man mich setzt allen für/ Du Creutzer/ was machens mit dir?*, sagt etwa der Dreyer zum Creutzer.

Die Münzen unterscheiden in ihren Berichten zwischen verschiedenen Wertdimensionen, die auch die zeitgenössische (und bereits die mittelalterliche) Geldtheorie kennt:¹⁶ Die ‚körperlichen‘ Veränderungen der Münzen betreffen meist den Materialwert (Edelmetallanteil). Wenn dagegen der ZehenCreutzer prahlt: *[z]u zwölf Creutzern hatt man vns gern*, so wird ein höherer Tauschwert für die Münze bezahlt, als auf ihrem Gepräge eingeschrieben ist. Der Tauschwert weicht vom Nominalwert ab.

In der zweiten Hälfte des Flugblatts kommen die groben Münzsorten zu Wort, deren Wert ständig zunimmt. Wie bei der Münzleiter ist auch hier vom Steigen die Rede:

*GuldenTaler. Ich hab zum Handel stillgeschwign/
Vnd bin sein allgemach gestign/ Nah bey drey
Gulden gilt ich gern/ Hoff aber es soll nicht lang
wern/ So wöll ich gar drey Gulden geltn.*

Nicht nur der aktuelle Tauschwert (*gilt ich gern*) wird hier benannt, sondern auch eine künftige Wertsteigerung prognostiziert. Mit dem ‚Schweigen‘ wird zudem angedeutet, dass der GuldenTaler deshalb an Kaufkraft gewinnt, weil die kleinen Sorten an Wert verlieren. Seine Wertsteigerung gründet nicht im veränderten Edelmetallanteil (Materialwert), sondern sie wird relational, durch die Wertminderung der kleinen Sorten, verursacht. ‚Geld‘ wird so verstärkt als zeitlich-relationale Größe dargestellt. Die Wertveränderungen einer Münzsorte beeinflussen den Wert anderer Sorten. ‚Geld‘ erscheint so nicht als ein Gegenstand, der seinen Wert über die Zeit hinweg verändert, sondern als ein Gefüge von verschiedenen Werten und Materialien, die sich in der Zeit und im Verhältnis zueinander verändern. Doch wenn sich alles ändert, was bleibt dann konstant?

Der Materialwert (oder *natürliche Werth*),¹⁷ der in zeitgenössischen geldtheoretischen Schriften wie dem *Tractat [v]on der Münze* den Fixpunkt bildet, kann diese Aufgabe, wie das Flugblatt zeigt, nicht erfüllen. Das Flugblatt nutzt stattdessen die rhetorische Figur der Prosopopöie: Die Ich-Stimme schafft eine konzeptionelle Einheit über alle Wert- und Materialveränderungen hinweg. Sie ermöglicht es, ganz unterschiedliche Wertdimensionen und materiale Transformationen zueinander in Beziehung zu setzen, ohne dass es zeitlich invariante Werte oder einen zentralen, das Geschehen von oben steuernden Agenten gibt.¹⁸ Nur konsequent ist dann auch, dass moraltheologische Argumente oder ein christlich-transzendenter Rahmen anders als in den davor besprochenen Blättern keine Rolle spielen.

Nach den 21 Münzen kommen abschließend die drei Materialien Silber, Gold und Kupfer zu Wort.

Silber. Was wird aber drauß werden mehr/ Wann alle Münz so steigen sehr/ Was wird seyn letztlich der Außgang/ Kan auch das ding bestehen lang/ Wann Golt vnd Silber das Metal/ Wird so verderbet überal/ Wo wird man endlich nemen Gelt/ Welches sein rechte Münzprob helt.

In der Rede des Silbers wird die Perspektive von der Vergangenheit auf die Zukunft umgelenkt. Gibt es eine Grenze der Kurs- und Preissteigerungen? Noch deutlicher als in der *Newe[n] Münzlaitter* zeigt sich, dass die Zukunft nicht aus der Vergangenheit extrapoliert werden kann. Das Gold antwortet:

Nichts guts auß dem ding werden kan/ Das versteht leichtlich jederman/ Dann dadurch wird der Teutschen Gelt/ Verachtet in der gantzen Welt/ Alle ding wird dadurch sehr thewr/ Wie man erfahren ferd vnd hewr/ Wird aber noch vil ärger werdn/ Da man nicht abhilfft den Beschwerdn/ In summ/ es propheceyt zugleich/ Groß Veränderung im gantzen Reich.

Das Gold bringt eine makroökonomische Perspektive ein. Das *[t]eutsche[] Gelt* verliert durch die Inflation insgesamt an Wert. Die Teuerung selbst wiederum wird zum Vorzeichen *[g]roß[er] Veränderung im gantzen Reich*. Damit wird auf die Kriegssituation angespielt und zugleich das

Eingreifen der Obrigkeit angemahnt, weil die Auswirkungen in der Zukunft als noch gravierender als in der Gegenwart prognostiziert werden.

Als drittes und letztes Material spricht das Kupfer. Es nimmt die höchste Position auf der Werteskala ein. Indem das minderwertige Kupfer Silber und Gold überragt, wird eine Umkehrung der Werte vollzogen. Das Kupfer begründet dies folgendermaßen: Habe man früher fast ausschließlich Edelmetalle für die Münzherstellung benutzt, so komme gegenwärtig meist Kupfer zum Einsatz; bald gäbe es reines Kupfergeld.¹⁹ Die höchste Position kommt dem Kupfer also nicht deshalb zu, weil es das edelste Metall ist, sondern weil es am häufigsten benutzt bzw. nachgefragt wird. Die Umwertung betrifft damit nicht nur die Rangfolge der Materialien, sondern auch die Frage, wie ‚Wert‘ überhaupt konzipiert wird: Das Kupfer setzt eine Wertkonzeption voraus, die sich nicht an der Qualität oder Seltenheit, sondern an der Häufigkeit bzw. Nachfrage orientiert.

Das Blatt schildert so anhand der Erzählungen einzelner Münzen, wie sich nicht nur der Material-, sondern auch der Tausch- und Nominalwert der Münzen in der Zeit verändert. Nicht die Obrigkeit, der Geiz oder die ‚Kipper und Wipper‘ werden für diese Veränderungen verantwortlich gemacht, sondern die Interessen und Erwartungen vieler kleiner Akteure. Diese spiegeln sich in den Stimmen der Münzen, die ihre Erfahrungen und materiellen Transformationen schildern. Allerdings wird die Konsequenz aus dieser Neuperspektivierung des Geldes, die Irrelevanz des Edelmetallanteils, am Ende vom Kupfer formuliert. Das aus Sicht der Rezipierenden ‚wertvollere‘ Silber fordert dagegen konventionell einen festen Edelmetallgehalt der Münzen. Die Neuperspektivierung des Geldes als ein zeitlich-relationales Wertgefüge bleibt so ein Experiment, das das Blatt ironisch einklammert.²⁰

Künftige Werte: *Der Lachend vnd wainend Müntz Legat*

Nach der Allegorie der Leiter, auf der die Münzen steigen, und der Personifikation der Münzen, die ihre eigene Geschichte erzählen, finden sich in den 1620er Jahren auch Tabellen, die über die Zeitachse sich erstreckende Münzkurse

auflisten. Die Wertinstabilität des Geldes über die Zeit hinweg wird so tabellarisch sichtbar. Das großformatige Flugblatt *Der Lachend vnd wainend Müntz Legat*²¹ kombiniert eine solche Tabelle, die auch als Einzelblatt überliefert ist,²² mit dem Streitgespräch zwischen Demokrit und Heraklit sowie einem entsprechenden Bild dazu (Abb. 4).

Der lachende Demokrit schildert, wie die Bevölkerung auf dem Lande sich am Beginn der Geldwertinstabilität reich wähnte, weil sie ‚altes‘ gutes Geld gegen viel Wein eintauschte. Die *Obrigkeit* habe dann dem ‚neuen‘ Geld die *Larue*[] abgezogen. Der weinende Heraklit schildert die negativen Folgen davon: Da das Geld keinen *gewisen lauf* hatte, wurde auf dem Markt nichts mehr angeboten. Insbesondere *der middle Man*, also die Mittelschicht, habe Hunger gelitten. Hierbei betont er auch die Nachträglichkeit, mit der die Wirkungen der Geldentwertung sichtbar werden: *Vnd desto grösser ist der schad/ Weil man ihn erst empfind so spat.*

Die Kurstabelle (im Blatt oben rechts) wird im Streitgespräch nicht erwähnt. Darin werden Zeit und Münzwert explizit zueinander in Beziehung gesetzt: Auf der vertikalen Achse sind die Jahre bzw. Monate von 1609–1623 angegeben, auf der horizontalen Achse die Verhältnisse jeweils zweier Münzsorten zueinander. Ab dem Jahr 1621 wird von der Halbjahres- zur Monatsdarstellung gewechselt, um so der Hochphase der Geldwertinstabilität gerecht zu werden. Die Tabelle macht den ‚ungewissen Lauf‘ der Münzwerte sowie die gegenwärtigen Kurse transparent. Eine Vielzahl von Tabellenfeldern ist allerdings leer. Eine Anweisung dazu findet sich am oberen Tabellenrand:

*Von dem Auffsteigen vnd Abfahl/
Ist dises ein Memorial/
Darumb der Leser hohgehr/
Woll in die Spacia vnbschwerdt/
Selbst wo Er waist mehr zeichnen ein/
Wi es dann drumb leer gelassen sein.*

Die Rezipierenden werden aufgefordert, die fehlenden Werte in die Spalten einzutragen. Damit wird einerseits die Unvollständigkeit des Wissens im Hinblick auf vergangene Zeitabschnitte offengelegt. Nicht alle Wechselverhältnisse sind den Tabellenproduzenten bekannt. Andererseits

wird mit künftigem Wissen gerechnet: Für die Monate Juli bis Dezember 1623 gibt es zwar bereits Zeilen, aber noch keinen einzigen Wert. Es handelt sich um Monate, die aus der Produzentenperspektive in der Zukunft liegen. Die Rezipierenden sollen hier die künftigen Preisverhältnisse eintragen. Wurde in der *Newe[n] Müntzlaitter* die künftige Entwicklung der Preisspirale der Gold- und Silbermünzen durch die Wahl des Bildausschnitts kassiert, so wird in dieser Tabelle den künftigen Entwicklungen wortwörtlich Raum gegeben.²³ Die künftigen Werte sind zwar unbekannt, doch wird bereits vorausgesetzt, dass sie von den gegenwärtigen Kursverhältnissen abweichen. Mediengeschichtlich ist erstens bemerkenswert, dass die Veränderungen, die sich zwischen dem Zeitpunkt der Blattproduktion und dessen Rezeption ergeben, einkalkuliert werden. Zweitens will das Blatt nicht nur, wie *Ein neues Gespräch*, die Gegenwart mit Hilfe der Vergangenheit verstehen, sondern auch helfen, den künftigen Preissteigerungen besser Herr zu werden. Die künftigen Kursveränderungen sollen dank der Tabelle schneller erkannt und im alltäglichen Handeln berücksichtigt werden.

Die hier betrachteten Blätter und Blattdetails, die die Zeitlichkeit von Geldwerten auf neue Art und Weise zu verstehen versuchen, bleiben vereinzelte Experimente. Die Mehrheit der Flugschriften und -blätter der 1620er Jahre diabolisiert die Münzwechler, verurteilt die materielle Gier moraltheologisch und ermahnt die Rezipierenden zu Sündenerkenntnis, Reue und Beichte. Sie verlangen von der Obrigkeit, das illegale Geldprägen stärker zu sanktionieren, ohne darüber nachzudenken, weshalb sich Geldwerte ändern.

Neudeutung des Beständigen:

Juch Hoscha von 1625

Diese Zählebigkeit der ökonomischen Vorstellungen trotz der Geldwertinstabilität zeigt sich auch daran, dass das Blatt *Juch Hoscha* 1625 in Straßburg nochmals neu aufgelegt und dafür eine neue Radierung von Isaak Brun (1596–1669) hergestellt wird (Abb. 5).²⁴ Der Tisch des Geldverteilers ist nun in der Mitte des Bildes platziert und der Narr blickt direkt die Rezipierenden an.²⁵ Text und Bild werden um eine zu-

sätzliche Szene erweitert: *Ein Reutters Mann vff der strassen* hält den Geldverteiler an und droht ihm mit körperlicher Gewalt, wenn er ihm ‚seinen‘ Teil des Geldes vorenthalte. Der Geldverteiler fordert *gemach* und verspricht, dass er ‚das Seine‘ erhält, wenn er *morgen* in die Stadt komme. Der weitere Dialog entspricht dem Text, den wir bereits kennen.

Im Blatt von 1625 werden die Rezipierenden also weiterhin darüber belehrt, wie sie ihr Haus und ihr Gemeinwesen stabilisieren können. Die geforderten Verhaltensweisen sind dieselben wie 1587: Fleiß, Sparsamkeit, planendes Handeln, Ehrlichkeit und Gottvertrauen. Auf die Geldwirtschaft und den Umgang mit Geld wird nicht eingegangen. Weshalb wurde das Blatt 1625 nochmals neu gedruckt?

In den Jahren 1622/1623 gelingen trotz des Krieges überregionale Regelungen, die der Geldwertinstabilität Einhalt gebieten. Es kommt zu einer Rückkehr zu den Münzverhältnissen der Vorkrisenzeit. Im Süden wird im April 1623 der Reichstaler auf 90 Kreuzer abgewertet und die Kurse dadurch stabilisiert.²⁶

Liegt es bei der Analyse des Blatts *Juch Hoscha* von 1587 nahe, das Streben nach einem schnellen Geldgewinn auf Erzählmuster zurückzuführen, in denen ein Held einen mythischen Schatz oder eine magische Geldbörse findet, so erzeugt dies 1625 andere Assoziationen: Im *WachtelGesang* (einer mit dem *newe[n] Gespräch* 1621 zusammen gedruckten Erzählung) wird von einem Hausierer berichtet, der *öffentlich dörrfft sagn [...] Daß er bald so in einer Stundt/ Mit kurtzer Wahr gewinnen kundt/ Durch seinen fleiß ohn alle Schuldn/ In Wahrheit nah bey tausend Guldn.*²⁷ Ebenso erwarten auch die Ständevertreter in *Juch Hoscha*, dass sie innert kürzester Zeit eine große Summe Geld erhalten.

In der Reiterszene erscheint der Geldverteiler darüber hinaus wie ein Münzwechler. Er ist gut gekleidet, der Reiter, der ihn *vff der strassen* anhält, ausgesprochen aggressiv: *Halt still/ das dich boß Marter schendt/ Mein theil will ich an disem Endt.* Ganz ähnlich begegnet der Protagonist im *WachtelGesang* auf einer viel zu *grosse[n] Strassn* im Wald den Herren, die *das lieb alte Geld außspüren/ Vnd darnach auff die Müntzen führen.*²⁸ Auch die Frage des Narren, *Wem ist worden der Beuttel schwer*, gewinnt



Abb. 5: Juch Hoscha/ der mit dem Geld ist kommen.
Straßburg 1625. Nürnberg, Germanisches Nationalmuseum: HB 23563

1625 eine weitere Bedeutungsdimension. Sie könnte auch implizieren, ob die Angesprochenen ‚schweres‘ Geld mit einem hohen Edelmetallanteil oder bloß leichtes, wertloses im Beutel haben. Auch die Entlarvung des Gewinns als Trug und Illusion kann 1625 auf die Zeit der Geldinstabilität verweisen: Im *Der Lachend vnd wainend Müntz Legat* wird beschrieben, wie die Bauern ihr ‚gutes Geld‘ leichtfertig ausgeben: *Mit denen [minderwertigen Münzen] ließ man*

fantasirn/ Ihr [Bauern] ungesaltznes tolles Hirn.

Nachdem sich 1625 der Edelmetallgehalt des Geldes als so leicht manipulierbar und durch die Obrigkeit nicht kontrollierbar erwiesen hat, stellt sich mit neuer Dringlichkeit die Frage, was stattdessen Haus und Gemeinwesen stabilisieren kann. Darauf könnte das Blatt *Juch Hoscha* von 1625 weiterhin eine Antwort bieten: Statt alle Formen des ökonomischen Gewinnstrebens unterschiedslos moraltheo-

gisch zu verurteilen, unterscheidet es zwischen legitimen und illegitimen Praktiken des Gelderwerbs – allerdings auf der Basis einer durch die Inflation bereits überholten Vorstellung eines zeitunabhängigen Geldwerts.

Hätte ich hier nur die ersten vier Blätter betrachtet, so wäre man verführt, eine Entwicklung von der Haus- zur Kreislaufwirtschaft, von der Distribution zur Zirkulation, von horizontal stabilisierten monetären Werten zu relational-zeitlichen Werten zu postulieren. Gegen solche fortschrittsgeschichtlichen Annahmen legt das Blatt *Juch Hoscha* von 1625 einen Vorbehalt ein. Ökonomische Denkmuster wie die ‚Ökonomie des Hauses‘ und der zeitunabhängige Wert des Geldes werden nach den Inflationsjahren von 1620 nicht ohne Weiteres durch andere Konzepte wie die Geld- und Kreislaufwirtschaft abgelöst, sondern sie existieren insbesondere in Medien wie den Flugblättern nebeneinander und reichern sich gegenseitig an. Deshalb wird auch *Juch Hoscha* von 1625 anders gelesen als *Juch Hoscha* von 1587, obwohl es die Neuperspektivierung von ‚Geld‘ als eine stärker zeitlich-relationale Größe nicht nachvollzieht, wie sie sich in den anderen Flugblättern angedeutet hat. Diese Neuperspektivierung wiederum wurde nicht nur durch die Geldwertinstabilität bewirkt, sondern auch durch die medialen Möglichkeiten des Flugblatts, mit denen die Blätter experimentieren: Das Layout der Münzordnung wurde imitiert und den Münzen eine Stimme gegeben, Streitgespräch, Bild und Tabelle wurden kombiniert, um nicht nur Vergangenes zu beschreiben, sondern auch die Zukunft zu gestalten.

- 1 Niklot Klüßendorf: Die Zeit der Kipper und Wipper (1618–1623). Realwert und Nominalwert im Widerstreit. In: Deutsche Bundesbank (Hg.): Vorträge zur Geldgeschichte im Geldmuseum 2007. Frankfurt am Main 2009, S. 5–38; Charles P. Kindleberger: The Economic Crisis of 1619 to 1623. In: *The Journal of Economic History* 51/1 (1991), S. 149–175; Hans Christian Altmann: Die Kipper- und Wipperinflation in Bayern (1620–23). Ein Beitrag zur Strukturanalyse des frühabsolutistischen Staates. München 1976; Fritz Redlich: Die deutsche Inflation des frühen siebzehnten Jahrhunderts in der zeitgenössischen Literatur. Köln/Wien 1972 (Forschungen zur internationalen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 6).
- 2 *Herzuo jr kauffer all zuo sammn*, [s. L.] 1590; s. Wolfgang Harms / Michael Schilling (Hg.): Die Sammlung der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel. Bd. 1. Tübingen 1985 (Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts [= DIF] I), I,52.
- 3 Simon Zeisberg: Das Handeln des Anderen. Pikarischer Roman und Ökonomie im 17. Jahrhundert. Berlin/Boston 2019 (Frühe Neuzeit 216), S. 13–33; vgl. auch Christian Kiening / Hannes Koller: Narrative Mikroökonomien der frühen Neuzeit. Am Beispiel von Wickrams *Rollwagenbüchlein*. Zürich 2021, S. 15–18.
- 4 Benjamin Leuber: *Ein kurtzer Tractat Von der Müntze/ Der Erste Theil/ [...]*, [Jena: Salomon Gruner] 1624, hier S. 26.
- 5 Vgl. Altmann: Kipper- und Wipperinflation (wie Anm. 1), S. 89–113; Klüßendorf: Realwert und Nominalwert (wie Anm. 1), S. 6–10, 14–26. Vgl. auch die Beschreibung der Münzprobationstage bei Leuber: *Ein kurtzer Tractat* (wie Anm. 4), S. 54–57.
- 6 *WachtelGesang/ Das ist: Warhafftiger/ gründlicher vnnd eigentlicher Bericht/ von dem unaufßsprechlichen grossen Schaden vnd verderb/ welcher vnserm lieben Vatterland Teutscher Nation [...] Dann auch ein neues lustiges Gespräch zwischen allerhand Müntzsorten/ von dem jetzigen vntrüglichen Gelt auffsteigen [...]*, [s. L.] 1621, Bl. A1r, s. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gb-v:3:1-39795-p0001-9> [letzter Zugriff: 22.4.2023].
- 7 Auch antijudaistische Aussagen wie *beschnittne/ Judenthaller* finden sich; so z. B. im Blatt *Neue Münzlaitter* 1621 (Abb. 2).
- 8 Theodor Stier: *Computus monetarius oder Müntz[r]echnung*, [Hildesheim: Joachim Gössel] 1624, Bl. 3v.
- 9 Altmann: Kipper- und Wipperinflation (wie Anm. 1), S. 110 und S. 272f.
- 10 *Neue Münzlaitter* 1621 (Abb. 2). Die erste Fassung trägt noch den Titel *Ein Neue Rähterschaft*, [Augsburg: Daniel Manasser], s. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:12-bsb00101881-3> [letzter Zugriff: 15.3.2023]. Vgl. dazu DIF I,165 (wie Anm. 2); Michael Goer: „Gelt ist also ein kostlich Werth“. Monetäre Thematik, kommunikative Funktion und Gestaltungsmittel illustrierter Flugblätter im 30jährigen Krieg. Tübingen 1981, S. 92–98.
- 11 Vgl. mit weiterer Literatur dazu: Maximilian Bergengruen: Die Inflation und der Teufel. Flugblätter der Kipper- und Wipperzeit zwischen Ökonomie, Theologie und kar-

- neualesker Selbstreflexion. In: Pia Fuschlberger / Romana Kaske / Susanne Reichlin (Hg.): *Seismographen der Krise. Vertrauen und Misstrauen in frühneuzeitlichen Flugblättern*. Stuttgart 2023 (Beihefte zur Zeitschrift für Kommunikationsgeschichte 1), S. 61–78.
- 12 Vgl. dazu DIF I,166 (wie Anm. 2); Ulrich Rosseau: *Die Kipper und Wipper als publizistisches Ereignis (1620–1626). Eine Studie zu den Strukturen öffentlicher Kommunikation im Zeitalter des Dreissigjährigen Krieges*. Berlin 2001, S. 363–369, 488; Goer: *Monetäre Thematik* (wie Anm. 10), S. 88–91.
- 13 Vgl. u. a. *Verzeichnuß und Geprege der groben und kleinen Müntzsorten*, [Leipzig: Wolff Stürmer] 1585, s. <http://data.onb.ac.at/rep/10B34DAD> [letzter Zugriff: 22.4.2023]; *New MüntzBuech. DARinnen allerley groß vnnd kleine/Silberne vnd Guldene Sorten [...]*, [München: Adam Berg] 1604.
- 14 Das Flugblatt kann auf um 1620 datiert werden, da der Text (ohne Bildanteile) sich auch in zwei Flugschriften findet, die auf 1621 datiert sind: *Colloquium novum monetarum. Das ist: Ein schön news Gespräch von dem jetzigen vnerträglichem Geltauffsteigen [...]*, [s.l.] 1621, s. <https://doi.org/10.3931/e-rara-32340> [letzter Zugriff: 22.4.2023]; *WachtelGesang* (wie Anm. 6). Vgl. zu den verschiedenen Versionen: Rosseau: *Publizistisches Ereignis* (wie Anm. 12), S. 463.
- 15 Zwei Münzen (Heller und Guldentaler) finden sich mit einer nahezu identischen Umrisszeichnung im *New MüntzBuech* (wie Anm. 13), Bl. 29v, Bl. 9r, s. <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb11407974?page=82,83> [letzter Zugriff: 14.3.2023]; andere Münzen (Kreuzer, Reichstaler) weichen nur in minimalen Details von den Münzen bei Adam Berg ab.
- 16 Vgl. Nicolas Oresme: *Traité monétaire* (1355). Edition Latinus – Français – English. Hg. v. Jacqueline A. Fau. Paris 1990 (Fascicule MESA 6), der fünf Wertebenen (Gewicht, *materia*, Name, *figura* [Gepräge] und *proportio monetarum*) unterscheidet.
- 17 *Ein kurtzer Tractat* (wie Anm. 4), S. 32.
- 18 Man kann die kurzen Texte, auch wenn sie keine Lebensgeschichte bieten, als Vorläufer der It-Narratives, die gerne Münzen zum Protagonisten machen, verstehen: Vgl. Liz Bellamy (Hg.): *British It-narratives, 1750–1830*. Vol. 3: Money. London 2012; Mirna Zeman (Hg.): *Dinggeschichten I. Zyklographische Erzählungen des 18. und 19. Jahrhunderts*. Hagen 2022 (Kabinettstücke 1).
- 19 Diese Prophezeiung ist für einige Regionen korrekt: Klüßendorf: *Realwert und Nominalwert* (wie Anm. 1), S. 32f.
- 20 Ganz ähnlich rahmen auch die zwei Flugschriften (Anm. 14) *Ein neues Gespräch* mit Texten, die viel traditionellere Reaktionen auf die Krise bieten (Klage über Geiz und Anprangern bzw. Beschimpfung der ‚Kipper und Wipper‘).
- 21 Vgl. Goer: *Monetäre Thematik* (wie Anm. 10), S. 103–110.
- 22 *Verzeichnuß der groben Müntz-Sorten/ wie selbige von Anno 1582. gestiegen und gefallen*, [s.l.] 1623, s. John Roger Paas: *The German political broadsheet 1600–1700*. Vol. 3: 1620 and 1621. Wiesbaden 1991, P-1001; vgl. auch die Flugschrift: *Verzeichnuß der Fürnembsten/ groben Müntzsorten/ wie die von Anno 1582. biß 1623. einschließlichen/ im H. Reich/ ins Gemein/ Fürnemblichen aber zu Straßburg/ Nürnberg vnd Augspurg/ gestiegen vnd widerumb gefallen*, [Straßburg] 1629, s. <https://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10507892-3> [letzter Zugriff: 15.3.2023].
- 23 Auch in Kalender und Chroniken finden sich diese leeren Seiten oder Spalten für Eintragungen; vgl. Achim Landwehr: *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 2014.
- 24 Vgl. dazu Michael Schilling / Ewa Pietrzak: *Die Sammlung des Kunstmuseums Moritzburg in Halle a. S.* Berlin/Boston 2018 (Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. und 17. Jahrhunderts IX), Nr. 22.
- 25 Die Radierung orientiert sich an einer weiteren, undatierten Version des Blattes aus Nürnberg, vom Formschneider Lucas Mayer (1567–1610), s. <https://id.smb.museum/object/2937394> [letzter Zugriff: 9.5.2023]. Vgl. Michael Schilling: *Bildpublizistik der frühen Neuzeit. Aufgaben und Leistungen des illustrierten Flugblatts in Deutschland bis um 1700*. Tübingen 1990 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 29), S. 64–66.
- 26 Klüßendorf: *Realwert und Nominalwert* (wie Anm. 1), S. 25–35; Altmann: *Kipper- und Wipperinflation* (wie Anm. 1), S. 114–189; Redlich: *Die deutsche Inflation* (wie Anm. 1), S. 55–63.
- 27 *WachtelGesang* (wie Anm. 6), Bl. Bij^v.
- 28 Ebd., Bl. Aij^v–ijj^v. Er fährt fort: *In Summa/ wer Wippn vnd Kippn kan/ Der ist der Zeit ein statlich Mann* (Bl. Bij^v).



Projektbericht

Die Gegenwärtigkeit der *Courasche*. Grimmelshausens Roman im Kontext aktueller Theoriedebatten

Daniela Fuhrmann & Ervin Malakaj

Grimmelshausens *Courasche* (1670) diente als Grundlage für wichtige Forschungsprojekte, die die Gender Studies und feministisch orientierte (internationale) Germanistik der 1980er und 90er Jahre prägten; sichtbar etwa in der einschlägigen Monographie *Courage: Die starke Frau der deutschen Literatur* (Battafarano/Eilert, 2003). Eine Behandlung des Romans sollte hier jedoch nicht Halt machen. Denn die vom Text so plakativ ausgestellte Selbstbehauptung einer Frau macht aufmerksam auf den allgemein prekären, stetig sich ausdifferenzierenden und mitunter wohlkalkuliert auszuhandelnden Prozess der Formung und Behauptung eines ‚Ich‘ in seiner Umwelt. Auch wenn das Titelblatt des Romans den weiblichen Widerspruch prominent gegen die männliche Rede setzt (*Trutz Simplex: [...] Lebensbeschreibung der [...] Courasche*)¹, führt es bei stabil gehaltenem Geschlecht in der Folge ‚identity shifts‘ hinsichtlich verschiedener Parameter ein: *Wie sie anfangs eine Rittmeisterin / hernach eine Hauptmaennin / ferner eine Leutenantinn / bald eine Marcketenterin / Mußquetiererin / und letztlich eine Zigeunerin abgegeben*. Die Aufzählung zeichnet einen sozialen Abstieg nach (‚class‘), führt mit der ‚Zigeunerin‘ eine Volksbezeichnung ein (‚race‘) und insinuiert im Nacheinander der (Zu-)Stände zudem einen Alterungsprozess der Protagonistin (‚age‘). Gestaltet als nur vermeintlich antiklimaktische Serie – denn für Courasche wird das ‚Zigeunerinnen‘-Dasein zur größten Freiheit – wird hier auf engstem Raum eine Figur äußerst vielschichtig narrativ entfaltet.

Die *Courasche* entwickelt ihre Überlegungen zur Selbstkonstitution und -behauptung vor dem Hintergrund der Instabilität epistemischer, ideologischer, identitärer, sozialer und politischer Ordnungen zur Zeit des 30-jährigen Krieges. Massenmigration, konkurrierende Gel-

tung von religiöser und staatlicher Gewalt, ökologische und ökonomische Krisen, verschiedene Regime der Diskriminierung und Unterdrückung reizten offenbar dazu, die zeitgenössischen Entwicklungen narrativ zu verarbeiten und als literarische Phänomene zugänglich zu machen. Die Narration provoziert mit ihren verschiedenen medialen und hermeneutischen Verfahren, gegebene Welt(en) in ihren komplexen Strukturen zu erfassen, um Instabilität(en) aufzuarbeiten sowie Strategien zu entwickeln, sich selbst abzusichern. ‚Ökonomie‘ im Sozialen adressiert folglich in einem weiten und metaphorischen Verständnis alles kluge Figurenverhalten, das sich als gestaltender Umgang mit Ressourcen der personell, aber auch dinglich konstituierten Umwelt ausnimmt, die im Bestfall zu kapitalisieren sind, d. h. auf den eigenen Gewinn (von Anerkennung, Sicherheit, Stabilität...) auszurichten. Zugleich sind, wie der kurze Blick auf das Titelblatt mit seiner als Anti-Klimax konstruierten seriellen Reihung gezeigt hat, diese Mechanismen eng an die narrativen Verfahren gebunden, welche identitätsgenerierende Intersektionen hervorbringen. Gerade diese Vielschichtigkeit macht den Roman für aktuelle gesellschaftspolitische Entwicklungen besonders anschlussfähig und prädestiniert ihn für den Einbezug in die universitäre Lehre.

Im Rahmen eines Workshops mit dem Titel *Ökonomien – sozial und narrativ. Grimmelshausens Courasche intersektional*, der vom 29. Juni bis zum 1. Juli 2023 an der Universität Zürich stattfand, näherte sich eine international zusammengesetzte Forschungsgruppe² dem Potential des Textes unter dezidiert intersektionalem Blickwinkel. Ausgangspunkt waren Fragen wie die folgenden: In welcher Beziehung stehen die literarischen Verfahren der Narrativierung/Literarisierung der Welt in der *Courasche* zu Diskursen der intersektionalen Identitätsbildung? Welche Auswirkungen haben die Instabilitäten der dargestellten Welt einerseits, die narrative Destabilisierung von etablierten Genres, Ausageformen, Figurenzeichnungen etc. andererseits auf die verhandelten identitätsbildenden Prozesse von Individuen, Gruppen, ganzer Gesellschaften? Welche Vorstellungen menschlicher Handlungskraft wie auch narrativer Agency, die eng mit der aus- und infrage gestellten Identitätsbildung verbunden sind, ergeben sich daraus?



Mit dem ‚scheiternden Körper‘ und ‚Verträgen‘ werden im Folgenden zwei voneinander sehr verschiedene Aspekte der Workshopdiskussion herausgegriffen, die dennoch repräsentativ für die komplexe und vielschichtige Entfaltung sowie Reflexion von Identität(en) stehen mögen. Darüber hinaus lässt sich an den gewählten Aspekten nachvollziehen, wie sie einen inneren Textzusammenhang stiften, der neben das Syntagma ‚Lebensbeschreibung‘ tritt, auch wenn die Aspekte nicht zwingend als stabiles und Kohärenz erzeugendes Paradigma ausgebaut sind.

Der Text organisiert sich u. a. über eine Dynamik von Anziehung und Abstoßung des menschlichen Körpers, die von einer umfangreicheren, an das Lebenssyntagma geknüpften ‚Verfallsgeschichte‘ gerahmt ist, durch die Courasche ihren Alterungsprozess und die dabei zu verlierenden Reize sowie Handlungspotentiale kommentiert. Schon zu Beginn des geschilderten Lebens sind es Körperzeichen (Attribute des Jungfräulichen), die es im Zuge eines Soldatenüberfalls abzulegen gilt, weil sie unerwünschte Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnten, die hier trotz Attraktionspotenzials keineswegs eine Erweiterung des Handlungsraums, sondern vielmehr Verletzung, wenn nicht gar Auslöschung des vorhandenen Körpers bewirkten. Die Jungfrau wird zum Jungen gemacht und entgeht dem, was sie mit neuer Identität nun allein beobachten kann, nicht aber

erleiden muss: wie *die Weibsbilder genohtzüchtigt [...] worden* (C 24, 33/34). Der Körper, der als weiblicher zunächst *vor der Gemeinschaft der Leut verwahrt* (C 23, 27/28) wurde, lässt sich nun *wie ein Soldat gebrauchen, der an den Feind zu gehen geschworen* (C 27, 26/27).

Zeigt sich der Körper der Protagonistin fortan als ausgesprochen kraft- und machtvoll, regt eine Szene innerhalb der später geschlossenen Scheinehe mit Springinsfeld zu fragen an, ab welchem Punkt Verfallserscheinungen einsetzen und ob diese nicht bloß mit dem Alter assoziiert werden, sondern darüber hinaus mit der Menge an erfahrener Gewalt, welche die Vitalität der Courasche nicht mehr zu kompensieren in der Lage ist, so dass sie Spuren hinterlässt. Ein Faustschlag des Partners, erhalten im Schlaf – einer Phase geminderten Bewusstseins und Kontrolle –, zeichnet ihren Körper auf bemerkenswerte Weise: *Sihe/ da schlug er mich mit der Faust von allen Kräfte[n] ins Angesicht/ daß ich nicht allein darvon erwachte/ sondern das Blut lieffe mir auch häufig zum Maul und der Nasen heraus [...]* (C 117, 14–17). Der Grad an Explizitheit, mit dem die Verletzung des Körpers hier beschrieben ist, fällt auf, da auch zuvor schon drastische(re) Ereignisse wie etwa eine Massenvergewaltigung Thema waren (vgl. C 67, 1–71, 9), allerdings sprachlich eher verhüllt und keineswegs derart plastisch dargestellt wurden. Überdies verharret der Faustschlag Springinsfelds mehrere Tage auf ihrem Gesicht: *Gleichwie nun aber ich in meinem Gemüth [...] unveröhnlich war/ als erzeugte sich auch mein Leib/ wann er im geringsten verletzt würde/ gleichsam ganz unheilsam [...]*; Tage später trug sie *von Spring-ins-felts Faust/ die Waarzeichen noch in [ihrem] sonst zarten Angesicht* (C 121, 17–26). Ist das Maß, (körperliche) Zurichtung durch die vornehmlich männliche Gesellschaft einzustecken, voll? Während die Körperkraft als eine sich verringernde ausgegeben ist, lässt sich gegebenenfalls der Text, der schließlich ihr Leben und intensiv auch ihr leibhaftiges Dasein und Sosein beschreibt, als Extension des physischen Körpers begreifen, dessen Grenzen für Courasche teils so schmerzlich offenbar werden, die aber zu überschreiten sind, indem sie durch ihren Text weiterlebt, der, wie sie hofft, als Racheakt weiterhin wirkt. Bemerkenswert



ist in dieser Hinsicht der Titel der Schrift, die mit TRUTZ SIMPLEX das affektive Moment, mit *Lebensbeschreibung der [...]* COURASCHE (C 11, 1 u. 6) aber auch die Körperkraft im Leben der Titelfigur indiziert, die sich im weiteren Textverlauf sogar als eine Überlagerung von Körper- und Schriftzeichen erweist und die Deutung des Textes als Extension des physischen Körpers stützt. Die Titelfigur verleiht sich diesen Namen nämlich selbst, als Resultat eines Angriffs auf ihren Körper. Während einer Rängelei *wischt[] ihr das Gegenteil mit der Hand in Schlitz* (C 29, 30) und entlarvt den vermeintlichen Jungen, was die verdeckte Jungfrau um ihre gewonnene Position bangen und sich lieber selbst entdecken lässt als durch Denunziation. Sie erklärt ihrem Dienstherrn, dass ihr Angreifer ihr *nach der Courage gegriffen hat/ wohin sonst noch keines Manns-Menschen Hände kommen seyn/ (dann [sie] wolte es verzwicken/ und nicht so grob nennen/ wie die Schwaben ihre zusammen gelegte Messer/ [...])* (C 30, 26–39). ‚Courage‘ steht also für ‚den Schlitz‘, legt sich aber gleichermaßen als Deckname darüber, wobei einerseits das zeichenhafte Verhüllen durch eine semantische Anspielung von ‚Courage‘ auf ‚Kursche‘ (i. e. Pelzkleid), andererseits die im Namen zugleich transportierte Idee einer Spaltung durch den Vergleich mit einem Klappmesser präsent gehalten werden.

Der entlarvende ‚Griff nach dem Schlitz‘ markiert überdies einen ersten Moment, in dem nicht nur Courasches Körper prekär wird, sondern ihre Suggestion von Männlichkeit überdies als Imitation ‚fremder Formate‘ zu scheitern scheint. Wiederholt stellt der Text aus, wie Courasche als Handelnde und Erzählende in der Welt etablierte Formate nutzt, um sich darüber zu positionieren. Doch erschöpfen sich diese Anverwandlungen meist zu einem bestimmten Zeitpunkt, wobei fraglich ist, ob dies als Ausdruck von Scheitern oder von einer Freiheit zu lesen ist, flexibel mit den Gegebenheiten umzugehen und sich ihrer durch Umnutzung, gar ‚queer use‘, zu entledigen, sobald sie nicht mehr dienlich sind. Die von Courasche mit ihren Ehepartnern geschlossenen Verträge stellen ein solch gesellschaftlich etabliertes Format dar, derer sich die Hauptfigur zur Stabilisierung der eigenen Existenz bedient, dabei aber verschiedentlich an Grenzen kommt. Zunächst steigert sich

die Institutionalisierung der Sozialbeziehungen insofern, als die Ehe als Lebensform durch ein verschriftlichtes Regelwerk weiter formalisiert wird. Die ersten Ehen Courasches finden ohne Vertrag statt, lassen also einen Glauben an die Absicherung durch die Form der ehelichen Institution erkennen, die erst nach Erfahrung des enttäuschten Glaubens durch zusätzlich absichernde Schriften ergänzt wird und somit von sozialem Lernen zeugt. Zu untersuchen wäre die Beziehung der einzelnen Verträge zueinander, ob etwa deren Abfolge und Ausgestaltung eine eigene Geschichte Courasches konturieren. Fragen ließe sich ferner, inwiefern die von Courasche ausformulierten und mitbestimmten Verträge eine Form der Disziplinierung darstellen, die Courasche der aggressiven Zurichtung und Unterdrückung ihrer Person entgegenhält. Sie versucht, sich proaktiv sowohl vor der Gewalt in der Welt zu schützen, indem die Institution der Ehe den sonst schutzlosen Frauenkörper gewissermaßen einzäunt, als auch vor möglicher Gewalt des ehelichen Partners, der durch die gegenseitigen Verpflichtungen eingehegt wird. Teilweise regelt der Vertrag nicht nur die dargestellten Figureninteraktionen, sondern gibt auch der Erzählung davon Form, indem die einzelnen Vertragselemente, gerade in der Scheinehe mit Springinsfeld, Handlung präformieren, *Heuraths-Puncten* (C 62, 18) mitunter also narrative Potenz bergen. Als derart potent erweist sich in Springinsfelds Fall auch die Verkehrung der Form, wenn sie äußerlich korrekt, doch für eine scheinhafte Ehe eingesetzt wird. Als Verunsicherung der Gesellschaft über die wirkliche Beziehung zwischen Springinsfeld und Courasche schreibt die Rechtsform in mehrfacher Hinsicht Unsicherheiten fest, da Springinsfeld als Scheinpartner und deklariertes *Leibeigner Slave* (C 91, 17) zudem vertraglich gezwungen ist, sich dem wankelmütigen Willen seiner Herrin zu fügen. Es ließe sich also auch fragen, inwiefern mit dem Element der Verträge ein ‚queer use‘ etablierter Handlungs- wie Schrift-Formate betrieben wird.

Die Ausrichtung am Konzept der Intersektionalität war für die Gesprächsstimulation äußerst produktiv; die Komplexität der vom Text verhandelten Phänomene samt ihrer narrativen Gestaltung erforderte jedoch schnell den Einbezug weiterer Theorien, um die vom Text gebo-



tene Vielschichtigkeit differenziert zu entfalten und adäquat aufzuarbeiten. Die anglo-amerikanischen Wissenschaftlerinnen der Gruppe wiesen überdies auf die politische Stoßrichtung hin, die sich in gewissen Forschungsumgebungen dominant mit diesem Konzept verbinde und die in den literaturwissenschaftlichen Analysen möglicherweise zu wenig ausgeprägt sei, um weiterhin tragfähig und v. a. für die internationale Intersektionalitätsforschung anschlussfähig zu sein. Beides regte für den weiteren Fortgang des Projekts eine Umorientierung im Zugriff an, der die Intersektionalität nicht verabschiedet, jedoch nicht mehr als alleinig leitendes Paradigma der Untersuchungen herausstellt. Im nun anzustrebenden Schritt soll sich die initiale Diskussion der Forschungsgruppe nicht allein im Zugriff öffnen, sondern auch personell. Weitere Forschende sind dazu eingeladen, sich am Projekt zu beteiligen, indem sie an folgender Publikation mitwirken.

- 1 Nach der Ausgabe: Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen: *Courasche*. In: Werke I. 2. Hrsg. von Dieter Breuer. Frankfurt/Main 1992 (Bibliothek deutscher Klassiker 73), S. 9–151, Zitate: S. 11; im Folgenden abgekürzt mit der Sigle C samt Seiten- und Zeilenangabe.
- 2 Sarah Colvin (Cambridge University, GB), Alrik Daldrup (Universität Kiel, D), Daniela Fuhrmann (Universität Zürich, CH), Ervin Malakaj (University of British Columbia Vancouver, CA), Adrienne Merritt (University of Colorado Boulder, USA), Robert Schütze (Universität Bochum, D).



CfP: „Die Gegenwärtigkeit der *Courasche*.

Grimmelshausens Roman im Kontext aktueller Theoriedebatten“

Die Publikation zielt dezidiert auf die Beziehung der *Courasche* zu gegenwärtigen geisteswissenschaftlichen Diskursen, sie eröffnet neue Zugänge zum und Perspektiven auf den Text, die – gerade wegen des Blicks auf vormodernes Material – nicht zuletzt auch die herangezogenen Theorien profilieren lassen. In welcher Beziehung etwa steht *Courasche* zu den Affect, Black, Disability, Ethnic, Migration, Queer und/oder Trans Studies? Welche Erkenntnisse über den Roman ergeben sich, wenn dieser in Bezug auf Ecocriticism, die Intersektionalitätsforschung, die History of Science, Medientheorien oder die Biopolitics besprochen wird? Kann eine derartig theoretisch informierte Lesart der im Roman aufgearbeiteten Themen dazu dienen, die Theoriediskurse weiterzuführen; wenn ja, in welche Richtung?

Wir bitten um Beiträge für den Band, der einen über Schlagworte organisierten Zugang zum Roman bieten wird. Ziel eines derartigen Zugriffs ist zweierlei: den Text durch verschiedene Impulse für die aktuellen Tendenzen der Forschung anschlussfähig zu machen sowie seine darüber begründete Einbindung in die universitäre Lehre zu ermöglichen. Die einzelnen Beiträge (max. 30.000 Zeichen, inkl. Leerzeichen und Fußnoten) sollen sich folglich ausgehend von einem Stichwort entfalten. Es ließen sich etwa Körperkonfigurationen im Text über das Stichwort ‚Versehrung‘ vor der Folie der Disability Studies in den Blick nehmen oder Raumanordnungen und Bewegungsmuster unter dem Stichwort ‚Abweg‘ vor dem Hintergrund Queerer Phänomenologie.

Abstracts im Umfang von max. 2500 Zeichen inklusive einer Kurzbiographie sind bis spätestens zum **15. Januar 2024** per E-Mail einzureichen: daniela.fuhrmann@uzh.ch & ervin.malakaj@ubc.ca.



Veranstungsberichte

Metaphern des Literarischen

Internationale Tagung, Universität Zürich,
15.–17. Juni 2023

Organisation: Prof. Dr. Christian Kiening (Zürich),
Prof. Dr. Susanne Köbele (Zürich)
und Prof. Dr. Mireille Schnyder (Zürich)

Ausgangspunkt der Tagung ‚Metaphern des Literarischen‘, veranstaltet von Christian Kiening, Mireille Schnyder und Susanne Köbele in Zürich vom 15.–17. Juni 2023, bildete das Interesse für poetologische Metaphern bzw. metapherngeleitete Literaturreflexion. Elf Vorträge näherten sich aus unterschiedlicher Perspektive und über Gegenstände verschiedener Epochen sowie Gattungen einer von den OrganisatorInnen angezielten historischen Metaphorologie und ließen sich dabei von Fragen wie etwa den folgenden leiten: Was leisten poetologische Metaphern? Funktioniert das ‚figurative Wissen‘ von Literatur diskurs- und gattungspoetologisch unterschiedlich? Wie werden mit poetologischen Metaphern diskursive Grenzen des Literarischen gezogen und überschritten?

Das Potential des Zusammenspiels von Form und Semantik im Metaphorischen behandelte Sonja Glauch (Erlangen) in ihrem Vortrag *Reim/Leim: eine ambivalente (?) poetologische Metapher der höfischen Literatur*. Als Untersuchungsgegenstand diente ihr die ‚Dichterschau‘ in Gottfrieds *Tristan und Isolde*, innerhalb derer die Kombination *rîme lîmen* (V. 4716) prägnant für den ironieverdächtigen Lobpreis des Dichters Bliigger von Steinach verwendet wird. Glauch legte zunächst die historischen Semantiken des Begriffs *rîm dar*. Durch die Entlehnung des ursprünglich germanischen *rîm* (‚Zahl, Berechnung, Reihe‘) ins Französische und einer damit einhergehenden Bedeutungsverschiebung (zu ‚Vers‘) hat das Wort vermutlich an metaphorischer Qualität gewonnen. Über die sich anschließende detaillierte Analyse der Textstelle bei Gottfried kam Glauch zum Schluss, die selten vorkommende Kombination *rîme lîmen* sei wohl nicht als Markierung von Ambivalenz zu

verstehen. Vielmehr seien die Texte, die die ‚Reime leimen‘-Metapher verwenden, als erste Etappe einer terminologischen Entlehnung, diesmal aus dem Französischen ins Deutsche, des Wortes *rîm* zu deuten.

Bernhard Huss (FU Berlin) widmete sich in seinem Vortrag *Drei Kronen an der Wiege der Dichtung* den unterschiedlichen Funktionalisierungen der Metapher des Lorbeers (*laurea*) bei den drei italienischen Renaissance-Autoren Dante, Boccaccio sowie Petrarca. Huss wies auf ein eigentliches ‚Metaphernnetzwerk‘ hin, schwankend zwischen Konkretum und Metaphorik. Dante stilisiere sich in *Paradiso* als Modellautor für nachfolgende Autoren, indem er den metaphorischen Lorbeer als Dichterkrone/Dichterschmuck von Apollo für sich erbittet (*Canto I*). In Boccaccios Briefen werde die Bemühung sichtbar, sich über den historischen Brauch der Lorbeerkrönung in den Kanon einzuschreiben, insbesondere indem er den Gebrauch der Lorbeerkrönung historisiere. Petrarca, welcher den Lorbeer als werkübergreifende ‚Grossmetapher‘ verwende, koppele die Kanonisierung der Lorbeerkrönung an das Kapitäl in Rom und etabliere damit ein Programm der Erinnerung und Vergegenwärtigung von vergangenen idealen Dichtern. Der Einfluss des Apollo-Daphne-Mythos begründe bei allen drei Dichtern außerdem das Potential der metamorphischen Verschränkung von metaphorischen und metonymischen Elementen.

Karin Westerwelle (Münster) widmete sich *Metaphorologischen Reflexionen über Unordnung und Ordnung in den ‚Essais‘ Montaignes*. Sie setzte dabei das Augenmerk auf das Verfahren des Zitierens. Dieses mache die Lücken des Sprachlosen sichtbar, in welche eine fremde Stimme einspringe und so eine metaphorische Funktion einnehme. Dabei sei diese Abweichung von der Normsprache sowohl als Alltagsphänomen reflektiert als auch – etwa durch antike Zitate – als Auseinandersetzung mit Gedanken von Vorgängern zu verstehen. Zentral sei stets die Differenz zwischen zwei Bildbereichen, das Element des Sprunghaften und der Überraschung im Übertragungsvorgang. Den Vorwurf der Unübersichtlichkeit antizipiere Montaigne wiederum, indem er verteidige, seine Fantasien folgten aufeinander und sähen sich mit einem ‚schrägen Blick‘ an; aufmerksame Lesende werden verlangt.



Maximilian Benz (Bielefeld) stellte in seinem Vortrag zu *Bildern einer unbegriffenen Relation. Metaphorologische Rekapitulationen des Verhältnisses von literarischem Text und sozio-historischem Kontext* die Frage nach dem Verhältnis von Text zu extratextuellen Kontexten anhand der Metapher der (Wider-)Spiegelung. Nach theoretischen Vorüberlegungen zu einem historischen Metaphernbegriff widmete sich Benz einer textformgewordenen Spiegelungstechnik im *Spiegelbuch* (Cod. Sang. 985; 1467), das im Kontext der Reformbewegungen des 15. Jahrhunderts zu verorten sei. Es gehöre dem Genre der Spiegelliteratur an, aber auch in der Bildkomposition komme Spiegelung zum Ausdruck: Durch dialogischen Wechsel seien ein Jüngling und ein Geistlicher spiegelnde Vertreter von Positionen, ein performativ hergestelltes Welt- und Selbstverständnis werde ersichtlich. Festzustellen sei auch, dass die Metapher der Spiegelung einen Dynamisierungseffekt besitze, kein statisches Verhältnis darstelle, sondern auf Veränderung ziele – die Konversationalisierungsdynamik beziehe sich auf das menschliche Selbst.

Niklaus Largier (Berkeley) illustrierte in seinem Vortrag *Milch und Brot. Figuratives Wissen und rhetorische Amplifikation in Bernhards Hohelied-Predigten*, wie die traditionellen Bilder von Milch und Brot neu gedeutet werden: Sie fungieren als Metaphern für den Text in den Predigten Bernhards; das Brechen des Brotes werde darüber hinaus als Wandlungskraft des Textes gedeutet und poetisch-rhetorisch überstiegen. In den Predigten 1 und 67 werde dies im Verfahren des Aufstossens (*ructus*) literalisiert.

Die Erfahrung der Transfiguration solle durch die verwendete Metapher des *ructus* für die LeserInnen/ZuhörerInnen exemplifiziert werden. Demnach übertrage Bernhard die *energeia* des Hohelieds und schaffe eine Literarizität, welche in das Leben der Mönche hineinwirke.

Unter dem Titel *Arbeit an der Allegorie. Metaphern der Hoheliedexegese* befasste sich Cornelia Herberichs (Freiburg i. Ü.) mit der frühen volkssprachlichen Hohelied-Exegese Ruperts von Deutz, welche entscheidende Neuerungen gegenüber der (Gattungs-)Tradition aufweise. Sie falle nicht nur durch die konsequente mariologische Interpretation der *sponsa* auf, sondern sei auch im Hinblick darauf herausragend, wie Allegoresereflexion und Allegoresepraxis miteinander verschränkt seien. Denn Rupert legitimiere sich in seiner Auslegung nicht nur durch die für die exegetische Literatur konventionelle Berufung, das Geschriebene sei durch Visionen von Gott vermittelt. Er gehe einen entscheidenden Schritt weiter, indem er wiederholt das alttestamentliche Exempel des Kampfs von Jakob mit Gott als Metapher für den eigenen Schreibprozess und die dafür nötige (?) Anstrengung (*labor*) verwende. Durch den Gebrauch bibel-sprachlichen Bildmaterials in seinem Kommentar werde dieser selbst zum klärungsbedürftigen Exegens.

Wie die monastische Gebetspraxis der *ruminatio* zu einer literarischen Praxis werden kann, zeigte Bruno Quast (Münster) in seinem Vortrag *Ruminatio als literarisches Verfahren. Bruder Philipps ‚Marienleben‘*. Quast ging hierzu von der Beobachtung aus, dass Bruder Philipps *Marienleben* gerade dort auffallende Auslassungen gegenüber der lateinischen Vorlage aufweise, wo diese die *ruminatio* (‚Wiederkäuen‘) als Gebetspraxis beschreibe. Gleichzeitig besitze das *Marienleben* an diesen Stellen auffallende Doppelungen im Erzählstoff. Quast deutete die *ruminatio* als Metapher geistlichen Verstehens: Die Ausdehnung des Vorgangs in der Wiederholung, die Intensivierung und das Aufdecken verborgener Wahrheit seien Schlüsselemente im Bildfeld. Die *ruminatio* als Metaphorisierung des geistlichen Verstehens werde, so die Schlussfolgerung von Quast, im *Marienleben* literarisch, als Bearbeitungsstrategie in der Narration, auf einer poetischen Strukturebene realisiert.

Susanne Reichlin (München) setzte sich in ihrem Vortrag *raiczigung. Die Ave-Maria-Auslegung im ‚Nürnberger Marienbuch‘* mit der Metapher des Textes als ‚Anreiz‘, als Stimulus der Rezeptionsvorgänge, auseinander. Die Textauslegung könne als Vorgang des Reizens gedeutet werden, eine entsprechende Tradition sei bei Origenes zu verorten. *Raiczigung* könne aber auch, wie sich in den Ave-Maria-Texten des Nürnbergerbuchs zeige, im Kontext der *compassio Mariae* verwendet werden. Ausgehend vom Konkretum des Begriffs der *raiczigung* als im Streit getätigte einseitige Reaktion, die eine Gegenreaktion auslöse, würden die Schläge im *Ave Maria* – als Metaphern verstanden – ans Herz Marias gerichtet, welche wiederum durch eine Imaginations- und Erschütterungskette in die Welt der RezipientInnen verlängert werden. Diese ‚Reiz- und Imaginationsketten‘ verbinden demnach textinterne und textexterne Rezeption, jedoch ohne die Grenzen einzuebrennen.

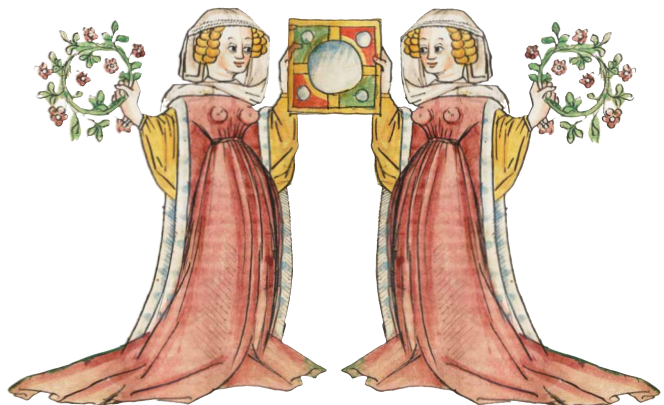
Almut Suerbaums (Oxford) Vortrag *Das geistliche Blumenkranz-Lied aus dem ‚Liederbuch der Anna von Köln‘ im Kontext von Kranzmetaphorik und Gebetspraxis* schloss die Sektion zu Texten aus dem geistlichen Milieu mit Liederdichtung aus dem Spätmittelalter ab. Suerbaum setzte zunächst ihren Fokus auf die Tradition von Kranz und Krone als zentrale Figurationen (als symbolische Objekte und poetologische Metaphern) in der Liederdichtung. Neben dem Prozess des ‚Kranzflechtens‘ als poetologische Metaphorik für den handwerklichen, künstlerischen Vorgang sowie dem Kranz als Organisationsprinzip sei für den Sonderfall der geistlichen Liederdichtung die Figur des Kranzes zwischen Konkretum und Metapher in der Gebetspraxis anzusiedeln. Als zentral erwies sich bei ihrer Analyse des Blumenkranz-Lieds die Beobachtung, dass die für die Kranzmetaphorik verbreitete Handwerksmetaphorik und der Anspruch der künstlerischen Artifizialität zurücktreten und dafür eine performative Wendung eingeläutet werde: Das Lied, in dem Maria in Form eines Liedkranzes in 20 Strophen gepriesen werde, öffne sich ab der 17. Strophe auf die RezipientInnen, die aufgefordert werden, selbst den Kranz weiter zu flechten.

Julia Weitbrecht (Köln) sprach unter dem Titel ‚*daz was âne aventiure‘: Jagd und Erzählung in Gottfrieds ‚Tristan‘* zur literarischen Metapho-

rik im Bildfeld des Jagens. Hierzu nahm Weitbrecht eine Relektüre der bekannten ‚Bast-Szene‘ vor, in welcher Tristan nach der König Marke unbekanntem Weise und dem französischen Jagdzeremoniell entsprechend das erlegte Wild ‚entbäste‘; ein Vorgang, der zwischen blutiger Prozedur und vollendeter höfischer Etikette changiere. Dabei treten für Weitbrecht soziale und ästhetische Funktionalisierungen der Jagd in den Vordergrund: die Jagd als ‚Vergemeinschaftung‘. Die Bastszene werde so zur Zerlegung und Wiederausammensetzung der Gesellschaft selbst. Hinzu komme eine Ambivalenz des Schönen, da ein destruktives Potential des Ästhetischen sichtbar werde.

Mit dem Vortrag *Milch statt starker Speise und überzuckerte Pillen. Barockmetaphern des Literarischen* von Dirk Niefanger (Erlangen) richtete die Tagung abschliessend den Blick in die Frühe Neuzeit. Niefanger nahm Metaphern der literarischen Rezeption in Grimms Hausens *Simplicissimus* mit einem besonderen Schwerpunkt auf ihre (intratextuelle) Vernetzung in den Blick. An mehreren signifikanten Beispielen – etwa der vergoldeten Zuckerpille als Abwandlung von Horazens *prodesse et delectare* – gelang es Niefanger zu illustrieren, wie bekannte poetologische, teils typologische Metaphern verkehrt und in ihrer Wirkung gerade dem Erwartbaren entgegengesetzt würden. Die Literatur, als Heilmittel verstanden, werde so zur schädlichen Zuckerpille, (Frucht-)Kerne brächten übertragen als Deutungskerne nicht Klarheit, sondern Wahnsinn. Den ausser Kraft gesetzten bekannten poetologischen Metaphern stehe eine Poetik des ständigen Wandels gegenüber.

Ursina Füglistler und Flavia Müller

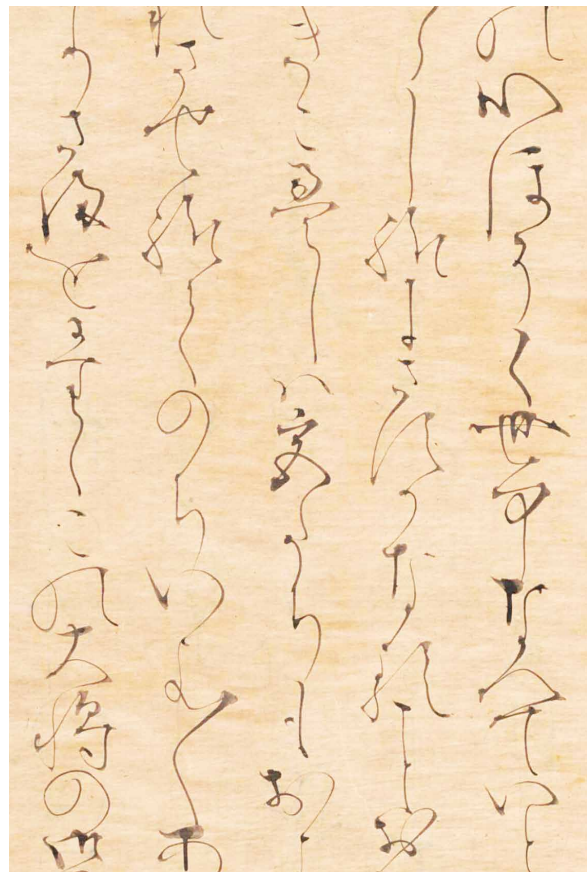


**Mediality of Premodern Japanese
Narratives – A Diachronic Perspective**
Internationales Symposium, Universität Zürich,
13.–15. August 2023

Organisation: Dr. Sebastian Balmes (Zürich),
Dr. Sarah Rebecca Schmid (Zürich)

Das auf Englisch und teilweise Japanisch durchgeführte Symposium beleuchtete verschiedene Dimensionen der Medialität vormoderner japanischer Erzählungen jenseits des Einflusses des Buchdrucks. Besonders ging es dabei neben der Materialität von Handschriften um Mündlichkeit und Schriftlichkeit, um Trans- und Intermedialität unter Einbezug der bildenden und darstellenden Kunst sowie um die Lyrik als Medium für narrative Inhalte. Die insgesamt sechzehn Vorträge versammelten unterschiedliche disziplinäre Ausrichtungen innerhalb der Japanologie: Literaturwissenschaft, Linguistik, Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft, Religionswissenschaft und Musikwissenschaft, wobei teilweise einzelne Ansätze miteinander verbunden wurden.

Nach einem Grußwort von Raji C. Steineck (Zürich), in dem dieser besonders auf die Relevanz des Themas für die Forschung am Lehrstuhl für Japanische Philologie einging, führte Sebastian Balmes (Zürich) anhand verschiedener Beispiele in die auf dem Symposium behandelten Dimensionen von Medialität ein. Es wurde gezeigt, wie sich an der Pinselführung in der Handschrift des *Genji monogatari* (frühes 11. Jahrhundert) in der Bayerischen Staatsbibliothek in München (ca. 1615; BSB Cod.jap. 18) erkennen lässt, dass die Ono no Otsū zugeschriebene Handschrift von mehreren Personen angefertigt worden sein muss (entdeckt wurde dies von Jinno Hidenori, der ebenfalls anwesend war). Neben historischen Fragen wie die nach der Identität einer Autorin oder eines Kopisten ist die Beschäftigung mit den Handschriften Voraussetzung dafür, Charakteristika im Schriftbild und entsprechende Parallelen zu anderen Texten feststellen zu können. Balmes verdeutlichte ferner die Bedeutung des Konzepts ‚Semi-Oralität‘ auch für die Japanologie, indem er auf die problematischen Prämissen einer von den 1950er Jahren bis in die frühen 1970er Jahre ausgetragenen Debatte über die Rezeption des *Genji monogatari* verwies, die darin bestanden,



dass die Rezeption als *entweder* mündlich *oder* schriftlich angesehen wurde. Schließlich wurde die Rolle der Intermedialität besonders für das Erzählen im japanischen Mittelalter (ca. 1185–1600) betont und dargelegt, dass der ausschließliche Fokus auf Texte ehemals zu einer geringen Schätzung der mittelalterlichen Erzählliteratur geführt oder zumindest zu einer solchen beigetragen hatte.

Im ersten Vortrag konzentrierte sich Robert F. Wittkamp (Kansai-Universität, Ōsaka) auf intermediale Phänomene innerhalb schriftlicher Texte im Rahmen der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts niedergeschriebenen altjapanischen Lyrik. Während zu diesem Gegenstand arbeitende Literaturwissenschaftler sich überwiegend an der frühneuzeitlichen Kommentartradition orientieren und die Gedichte vor allem auf ihren Lautwert hin lesen bzw. versuchen, das sich teilweise hinter morphographischer Verschriftung verbergende ‚gesprochene‘ Altjapanisch zu rekonstruieren, demonstrierte Wittkamp, wie auf der Ebene der in den Handschriften verwendeten Schriftzeichen Isotopien angelegt sind. Beispielsweise kann das Schriftzeichen für ‚Berg‘, nachdem es zunächst einen tatsächlichen Berg bezeichnete, Bestandteil eines Schriftzeichens mit der Bedeutung ‚fahl‘ oder ‚vage‘ sein. Die über die Schriftzeichen hergestellten Assoziationen sind ausschließlich im schriftlichen Medium möglich.

Gordian Schreiber (Bochum) analysierte die Verschriftung des *Kojiki* (712), der ältesten mythologischen und (pseudo-)historiographischen Aufzeichnungen Japans, sowie verschiedene Verschriftungsstile der vor allem in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstandenen ‚Kriegserzählung‘ *Heike monogatari* (oft auch als ‚Epos‘ bezeichnet) in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts, die sich durch den unterschiedlich großen Anteil von Morpho- und Phonogrammen sowie durch syntaktische Merkmale (einer regelmäßigen, gelegentlichen oder nicht vorhandenen Übernahme der chinesischen Wortstellung) auszeichnen. Schreiber präsentierte mögliche Gründe dafür, dem Werk eine ‚sinographische‘ Erscheinungsform zu verleihen. Sebastian Balmes entwarf ein Modell zur Bestimmung der spezifischen Medialität im linguistischen Sinne von materiell-schriftlichen Texten, das Besonderheiten der japanischen Schrift berücksichtigt und die ‚konzeptionelle‘ Ebene nach Koch und Oesterreicher um eine pragmatische sowie eine phonisch-repräsentierende ergänzt, und führte auf dieser Grundlage Analysen zur Überlieferung von Legenden in der Provinz Kōzuke zwischen dem 14. und 19. Jahrhundert durch. Dabei wurde unter anderem deutlich, dass gerade aufgrund von Auffälligkeiten, die sich aus dem alternierenden Gebrauch von Morpho- und Phonogrammen ergeben, Schlüsse in Bezug auf die Pragmatik der Texte möglich sind.

Wang Fengyu (Heidelberg) beleuchtete narrative Strategien durch den Vergleich einer ausgewählten Szene in verschiedenen Versionen von illuminierten Querrollen zum *Tenjin engi* (‚Entstehungsgeschichte von [Kitano] Tenjin‘), unter Rückbezug auf mittelalterliche Höllendarstellungen sowie die intermediale Praxis des *etoki* (‚Bilderklärens‘). Performative Praktiken innerhalb von Querrollen wurden von Emily B. Simpson (Wake Forest University, Winston-Salem) untersucht, die sich auf Tanz und Musik in der mythischen Erzählung von Jingū kōgō konzentrierte und anschließend auch die Rezeption der Erzählung im *kagura*-Tanz sowie in Festen in den Blick nahm. Eine komparative Perspektive auf performative Traditionen entwickelte Robert Horres (Tübingen) mit einer Studie zur Aufführungspraxis der Lieder Neidharts sowie des *Heike monogatari*. Dabei kam er zu dem

Schluss, dass in Japan die Tradition zwar nie vollständig abgebrochen ist, sich die Aufführungspraxis aber verändert hat (vor allem sind die Stücke sehr viel langsamer geworden, wie es sich auch im Nō-Theater beobachten lässt) und die anhaltende Tradition gerade der Grund dafür ist, dass es kaum Bemühungen gibt, die mittelalterliche Praxis zu rekonstruieren. In Bezug auf den Minnesang gibt es zwar solche Versuche, doch ist das gesicherte Wissen dazu weitaus begrenzter als das zur Geschichte der *Heike*-Rezitation.

Der zweite Tag des Symposiums wurde mit zwei Vorträgen auf Japanisch eröffnet: Jinno Hidenori (Waseda-Universität, Tōkyō) zeigte, wie sich die im *Genji monogatari* angedeuteten Überlieferungsinstanzen oder Informantinnen – die in der Forschung häufig als ‚Erzählerinnen‘ bezeichnet werden, obwohl es im narratologischen Sinne keine sind – auf den ältesten bildlichen Darstellungen zum *Genji monogatari*, Fragmenten von illuminierten Querrollen aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, ausfindig machen lassen. Anschließend untersuchte Araki Hiroshi (International Research Center for Japanese Studies, Kyōto) die Entwicklung didaktischer Erzählsammlungen ab dem 9. Jahrhundert, indem er auf Merkmale wie eine fehlende Vermittlungsinstanz (einen nicht kommentierenden Kompilator) fokussierte.

Léo Messerschmid (Zürich) analysierte in seinem Vortrag zu volkssprachlichen Buddha-Hagiographien ab dem 12. Jahrhundert, die später in illuminierten Querrollen aufwendig illustriert wurden, die Funktion zeitbezogener Emotionen hinsichtlich des Wegs zum Erwachen, der von den Rezipienten nachvollzogen werden soll, sowie ihre mediale Bedingtheit. Jörg B. Quenzer (Hamburg) spürte Referenzen auf Medialität in Texten der Ende des 13. Jahrhunderts aufkommenden Gattung *jikidan* (‚direkt [überlieferte] Gespräche‘) nach, die im weitesten Sinne der buddhistischen Kommentarliteratur zuzuordnen sind, aber auch zahlreiche Gedichte und narrative Passagen enthalten, und ordnete diese Referenzen in den durch Semi-Oralität geprägten Kontext der Textgattung ein.

Der Vortrag von Sarah Rebecca Schmid (Zürich) behandelte zwei große Hängebilder (*mandara*; Sanskrit *maṇḍala*), die im Umfeld der Kumano-Schreine entstanden sind. Da sie

oft zusammen aufbewahrt wurden, geht man davon aus, dass sie im späten Mittelalter von *Kumano bikuni*, umherziehenden Aufführungskünstlerinnen, zum *etoki* verwendet wurden. Schmid zeigte, wie die Malereien selbst Aufschluss über die Aufführungspraxis zu geben vermögen, etwa durch verschiedene ‚Lese-richtungen‘ in einzelnen *manḍala*. Auch die Nō-Spezialistin Takeuchi Akiko (Hōsei-Universität, Tōkyō) widmete sich einem *manḍala*, dem *Taima mandara*, das das ‚Reine Land‘ (*jōdo*) von Buddha Amitābha (jap. Amida) detailliert abbildet. Die Entstehungslegende des *manḍala* wird in Zeami (ca. 1363–1443) Nō-Stück *Taema* aufgegriffen, wo sie von illustrierten Querrollen abweicht. Insbesondere führt die Hauptfigur Chūjō-hime selbst den Bodhisattva-Tanz auf, sodass nicht ihre eigene Wiedergeburt im Reinen Land, sondern vielmehr die der Zuschauenden angedeutet wird, denen das Reine Land zugleich erfahrbar gemacht wird.

Sugiyama Kazuya (Juntendō-Universität, Tōkyō) beschäftigte sich ebenfalls mit einem Nō-Stück von Zeami, *Rokudai no utai* (‚Gesang von Rokudai‘). Ein Vergleich mit den Rokudai-Abschnitten in verschiedenen Varianten des *Heike monogatari* sowie mit weiteren Rokudai-Texten zeigte, dass Zeami nicht einem bestimmten Text folgte und durch die von Figuren vorgetragene Nacherzählung der Geschehnisse im Tempel Hasedera die schützende Macht der dortigen Kannon-Gottheit betont. Den Ausgangspunkt von Michael Watsons (Meiji-Gakuin-Universität, Yokohama) Vortrag stellten drei nicht-kanonische, d. h. nur in Textform vorliegende, Nō-Stücke (*bangai yōkyoku*) zu Abschnitten im vierten Faszikel des *Heike monogatari* dar. Diese Stücke drehen sich um Nebenfiguren, die jeweils nur in einem Abschnitt vorkommen, die aber auch in der bildenden Kunst häufig dargestellt wurden. Watson nahm nicht nur diese transmedialen Zusammenhänge in den Blick, sondern bot auch eine kurze, aber eindruckliche Kostprobe der *Heike*-Rezitation.

Seit dem 12. Jahrhundert wurden Gedichte zu den 54 Kapiteln des *Genji monogatari* angefertigt – entweder von einer Person allein oder von einer Gruppe von 54 Personen, von denen jede ein Kapitel übernahm. Midorikawa Machiko (Waseda-Universität, Tōkyō) verdeutlichte nicht nur, in welcher Weise lyrische Destillate

der monumentalen Erzählung erzeugt wurden, sondern stellte auch heraus, wie die Gedichte zusätzlich medial angereichert wurden: Etwa konnten durch die Anfangs- und Endsilben von Versen oder Gedichten Buddhas und Bodhisattvas angerufen und sogar buddhistische Schriften zitiert werden. Hierbei ist zu bedenken, dass die Praxis, Gedichte zu den einzelnen *Genji*-Kapiteln zu schreiben, in engem Zusammenhang zu buddhistischen *Genji*-Ritualen stand, welche die aufgrund ihres fiktionalen Schaffens in eine Hölle gestürzte Autorin Murasaki Shikibu retten sollten. Nachdem bereits Midorikawas historischer Überblick über die *Genji*-Gedichte bis zur Lyrikerin Yosano Akiko (1878–1942) reichte, richtete Heidi Buck-Albulet (Hamburg) in ihrer Arbeit zur ‚Kettendichtung‘ (*renga*) den Blick auf ein bis in die Gegenwart andauerndes Phänomen. Während die Kettendichtung in der Regel durch Textstudien erforscht wird, konzentrierte sich Buck-Albulet auf ihre Performativität und Medialität und trennte zwischen lyrischem Text und der Materialität der handschriftlich notierten Form. Sie führte weiterhin aus, dass sich *renga*-Sitzungen durch eine vergleichsweise hohe Mündlichkeit oder Schriftlichkeit auszeichnen können.

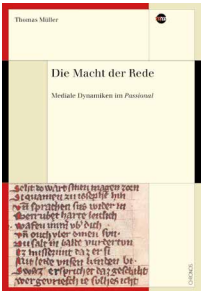
Beendet wurde das Symposium mit einer Zusammenfassung von Balmes und einer Abschlussdiskussion. An dieser Stelle sei nur aufgegriffen, was sich vom europäischen Kontext strukturell unterscheidet: Aufgrund der parallelen Verwendung von Morpho- und Phonogrammen sind westliche Theorien von Schriftlichkeit auf japanische Texte nur bedingt anwendbar. Wie Wittkamp gezeigt hat, können Morphogramme bereits nur auf der schriftlichen Ebene Intermedialität erzeugen. Hinsichtlich der performativen Künste beschrieb Horres die unterschiedlichen Bedingungen für die Rekonstruktion der mittelalterlichen Praxis im deutschsprachigen Raum und in Japan, woraus hervorging, dass die praktischen Probleme zwar jeweils andere sind, die theoretischen sich aber ähnlich.

Sebastian Balmes

Publikationen

»Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen«

/ Chronos / Zürich



MW 46

Thomas Müller

Die Macht der Rede. Mediale Dynamiken im *Passional*

(2023)

Obwohl das *Passional* (um 1300) als ältestes und umfangreichstes Verslegendar in deutscher Sprache einen weiten heilsgeschichtlichen Horizont eröffnet, wiederholen sich oft spezifische mediale Dynamiken, die in der Forschung bislang noch wenig Beachtung fanden: Legendarisches Erzählen mündet vielfach in Momente des Scheiterns, wodurch Geltung wiederholt infrage steht und immer wieder neu diskursiv behauptet werden muss. Exemplarische Lektüren zeigen, wo kultische und heilsgeschichtliche Zentralmomente in den Hintergrund treten und die Texte verstärkt die Voraussetzungen ihres Medienwerdens reflektieren. Charakteristisch dafür sind im ersten Buch des *Passionals* Momente der Hospitalität und der Hostilität in der Kindheit Jesu. Im zweiten Buch dominiert ein textuelles Changieren zwischen Nähe und Distanz, mit dem die apostolische Verkündigung umzugehen hat. Im dritten Buch kommen Momente zum Zug, in denen die ausgestellte Redemacht der Heiligen textuell herausgefordert und dadurch diskursiv perpetuiert wird.

Christian Kiening, Susanne Köbele, Mireille Schnyder (Hg.)

Metaphern des Literarischen

Würzburg 2024 (Philologie der Kultur)

So wie institutionelle Orte des ‚Literarischen‘ sind auch literarische Selbstbeschreibungen historisch spezifische. Sie sind für das volkssprachige Mittelalter grossteils in literarisch geformter Rede selbst zu finden und treten dort oft weniger als diskursive Erörterung denn als rhetorische Zuspitzung und metaphorische Allusion auf. Darum ging es auf der Tagung, die nach der spezifischen Evidenz, poetologischen Leistung und epistemologischen Verheissung metaphorengeleiteter Literaturreflexion fragte und deren Ergebnisse in diesem Band zusammenfließen.

Daniela Fuhrmann und Gaby Pailer (Hg.)

Con/figurations of Female Adventure. Dynamics, Spaces, and Alliances

Würzburg 2024 (Philologie der Kultur)

Der Band erarbeitet Formen einer bisher noch nicht systematisch erfassten ‚weiblichen Abenteuerlichkeit‘ in der deutschen Literatur sowie anderen europäischen und amerikanischen Literaturen. ‚Abenteuer‘ wird als ein flexibles Erzählelement begriffen, das in einer Vielzahl von Gattungen vom Mittelalter



bis in die Gegenwart wirksam werden kann. Es wird der Versuch unternommen, handlungswirksame Frauenfiguren nicht am etablierten Paradigma des männlichen Abenteurers zu messen, bei dem der Protagonist im Mittelpunkt steht, der sich durch Körperkraft und Grenzüberschreitung auszeichnet. Stattdessen sind im Sinne einer Theoriebildung ‚abenteuerliche‘ Erfahrungen und Erzählungen der weiblichen Figuren als eigenständig zu betrachten und herauszuarbeiten, um so nicht zuletzt mit der Frage nach einer ‚weiblichen Abenteuerlichkeit‘ in diachroner Perspektive auch Verständnis und Definition des Erzählelements ‚Abenteuer‘ neu zu konturieren.



Blog »medioscope«

Unter dem Titel »medioscope« betreibt das ZHM einen Blog mit Beobachtungen zu Medialem. <https://dlf.uzh.ch/sites/medioscope/>.

Seit dem Spätsommer gestalten Studierende aus einem Seminar von Sarah Möller eine Serie zum Thema „Anderswelten: Die Höhle in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit“, die alle zwei bis drei Wochen durch einen Artikel ergänzt wird.

Lust bekommen, auch Teil von mediascope zu werden? Blog-Beiträge bitte an: zhm@ds.uzh.ch.

